Menschenhand angelegt. Auf der Roßtrappe findet sich der bekannte Stein mit der eingemeißelten „Hufeisenspur“; in der Nähe ein Stein, der ein sechsspeichiges Rad zeigt. Auf dem Hexentanzplatz wurde vor Jahren ein Stein mit eingemeißeltem Hakenkreuz gefunden, der nach neueren Untersuchungen wahrscheinlich alt ist. — Es ist bemerkenswert, daß der Sagenkreis um die Roßtrappe — Ritter Bodo = Wodan? — mit ähnlichen Namen im Gebiet der Argonnen anklingt; das könnte sich so erklären, daß bei den Sachsenverschleppungen Karls des Franken Sachsen aus dem Ostharzgebiet dorthin verpflanzt wurden, es wäre aber daraus auch zu schließen, daß der Sagenkreis sehr früh entstanden ist.

Am Abend fanden sich die Freunde noch einmal im Harzburger Kurhaus zu einer Schlußaussprache zusammen. Dir. Teudt ergänzte seinen Vortrag von der Harlyburg durch Lichtbilder und berichtete vom weiteren Fortgang der Forschung besonders auch auf dem Gebiet der Ortung.

Die Teilnehmer konnten ihren Ortsgruppen von reichen und belebenden Eindrücken berichten. Die Arbeit ist uns ja heute um vieles erleichtert worden. Über den konfessionellen Schranken stehend, im Dienst am Volk graben wir weiter nach den Wurzeln unserer Geschichte und unseres Wesens, die uns durch den blinden Eifer von fremden Eroberern und Bekehrern allzulange verschüttet waren. — Im Herbst wird die geschäftliche Arbeitstagung in Detmold den Leitern der Ortsgruppen und Arbeitsgemeinschaften Gelegenheit geben, ihre Erfahrungen auszutauschen.

Ortsgruppe Groß-Berlin. Im Winterhalbjahr 1933—1934 sind vier Vortragsabende veranstaltet worden. Im Nebelmond sprach Direktor W. Teudt über „Germanische Burgen und Ringwälle“, im Julmond Prof. Dr. J. Riem über „Germanische Astronomie“, im Hartung Generalmajor Hänichen über „Varusschlacht und Germanicusfeldzüge“ und im Ostermond Studienrat E. Weber über „Haithabu, die verschollene Wikingerstadt an der Schlei“.

Osnabrück. Ins Holterland richteten die Osnabrücker Freunde am Sommersonnenwendtage ihre zweite Sommerfahrt. Die Führung der Fahrt hatte Lehrer Westerfeld, Haltern.

Der Meierhof in der Mark Holte war der Sitz der Grafen zu Holte und von alters her wohl der Hauptort der Landschaft. Die „Odkuhle“, abseits vom Hause — selten sonst tragen Teiche und Gewässer auf den Höfen besondere Namen — läßt an Quellenkult, an gottesdienstliche Waschungen denken; der „Spielbrink“ kann seinen Namen leicht von kultischen Spielen her tragen. Zwei Steinkreuze an der Gesmolder Straße tragen eingehauene Zeichen, die manche in Beziehung zu Sinnbildern der Sommersonnenwende bringen. In der Tecklenburger Gegend fand man unter solchen Steinkreuzen bronzezeitliche Bestattungen. Nun mag es wohl sein, daß aus Gründen, die wir heute nicht mehr aufdecken können, solch ein Steinkreuz lange nachher an ebendenselben Ort gestellt wurde, an dem an 2 oder 3 Jahrtausende zuvor ein Vorfahr beigesetzt worden war; immerhin aber wissen wir, daß viele der im ganzen germanischen Langebiet verstreuten Steinkreuze sicher vorchristlichen Ursprungs sind, und die Wissenschaft arbeitet daran, die Geheimnisse solcher Kreuze allgemach zu entschleiern.

Gerichtssitz der Holter Mark war die „Höltingsbank“; in diesem kreisrund aufgeschütteten Wall, mit freiem Blick auf weites Hügelland, haben noch 1863 die Bauern der Holter Mark gefeiert. Und noch heute tagen die Dorfgenossen jedesmal am Sonntag nach Sommersonnenwende unter der breiten Dorflinde in Gesmold.

Auf der Heimkehr ging die Fahrt noch durch das alte Dorf Wersche. Seine Linde ist noch älter als die Gesmolder, und seine stattlichen Höfe tragen im Gebälk eingeschnitzt uralte Zeichen, Sonnenräder, Hakenkreuze, die der Enkel vom Hof des Ahnen übernahm, in Ehrfurcht vor der Überlieferung, auch wenn der Sinn der Zeichen schon verblaßte.

Am 18. 8. 34 wird Architekt Wille in Osnabrück in einem Vortrag seine Anschauungen über „Germanische Gotteshäuser“ darlegen und am 19. 8. selbst eine Fahrt zu den Visbeker Steinmalen führen.

Der **Sonderdruck „Was geht an den Externsteinen vor?“** ist in seiner 1. Auflage vollständig vergriffen. In den nächsten Tagen erscheint das 2. bis 6. Tausend. Auch die Neuauflage wird zu Gunsten der Externsteinstiftung vertrieben (Preis RM. 0,30). Er kann durch die Buchhandlungen oder auch von der Schriftleitung „Germanien“ (Detmold, Hermannstr. 11) bezogen werden. Die Bestellung bei der Schriftleitung erfolgt am einfachsten unter Beifügung des Betrages in Briefmarken, zuzüglich 5 Pfg. für Postgeld.

9. 8. 1934.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 — September / Scheiding — Heft 9

Eine schnell veraltete Streitschrift

Von Wilhelm Teudt

Der Paderborner Professor der Theologie Dr. Alois Fuchs hat im Bonifatius-Verlag unter dem Titel „Im Streit um die Externsteine“ vor einigen Wochen eine Gegenschrift gegen mein Buch „Germanische Heiligtümer“, soweit es sich mit den Externsteinen befaßt, erscheinen lassen. Der Zeitpunkt der Herausgabe inmitten der umfangreichen Arbeiten zur Freilegung, Säuberung und wissenschaftlichen Untersuchung der Felsen im Auftrage der Lippischen Landesregierung ist unerwartet. Infolge dieser Unvorsichtigkeit ist das Buch schon bald nach seinem Erscheinen durch die zuerst in der Presse am 19. Juni und dann eingehender in der Zeitschrift „Germanien“ erfolgte Veröffentlichung des bisherigen Ergebnisses veraltet.

Der Leiter der Freilegungsarbeiten meldet die Entdeckung von zwei Keillöchern in der durchgehenden Spalte des Sazellums, wie sie von Prof. Fuchs als Beweis für die absichtliche Absprengung der Decke und der Südostwand gefordert sind. Damit ist der weitaus wichtigste, folgenreichste Punkt des Streites um die Externsteine im Sinne meines Satzes endgültig geklärt. Die zwangsläufig daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen lassen nur noch Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten von minderer Bedeutung zu.

Wenn ich auf diese Weise der Notwendigkeit enthoben bin, auf die umfangreiche, nunmehr gegenstandslos gewordene Beweisführung des Fuchsschen Buches mit ihren zahlreichen Einzelirrtümern und Fehlschlüssen einzugehen, so erscheint es doch zur Beurteilung der Externsteinfrage notwendig, einige Hauptgesichtspunkte klarzustellen.

Die örtlichen Verhältnisse an den Externsteinen zeigen in logischer Klarheit die Reihenfolge der Geschehnisse am Felsen II mit ihren unerbittlichen Schlüssen:

1. Aus dem noch unzerstörten Kopf des Felsens II ist einst von Menschenhand eine lichtbedürftige Grotte herausgehauen, einerlei ob bereits eine Blase im Sandstein vorhanden war oder nicht.

2. Durch absichtlichen oder unabsichtlichen Absturz der Decke und der Südostwand wurde dieser Raum zu einer Ruine.

3. Die so geschaffene Trümmerstätte wurde neu bearbeitet und zu einer christlichen

Kapelle in ihrer jetzigen Gestalt umgewandelt, unter Zuhilfenahme von Holzwerk, welches wieder zerfallen und beseitigt ist.

Weder an dieser Reihenfolge, noch an einem einzelnen dieser drei Sätze ist zu rütteln. Auch Fuchs tut es nicht.

Die Entscheidung, ob es sich bei der ursprünglichen Herausarbeitung des Raumes um germanische oder spätere christlich-deutsche Arbeit handelt, liegt bei Punkt 2. Wer die *absichtliche* Zerstörung nicht anerkennt und den Zerfall infolge Verwitterung oder Erdbeben behaupten will, der war schon immer in der Lage, völlig unglaubwürdige Dinge vertreten zu müssen.

Wenn die erste Herausarbeitung des Raumes den Zweck hatte, eine „Kapelle" zu schaffen, dann hätten sich die christlichen Bauleute die brüchigste, gefahrdrohendste Stelle der ganzen Felsengruppe dazu ausgesucht, an der sich dann auch tatsächlich bald darauf die Naturkatastrophe vollzog.

Dann hätten die Paderborner Chronisten sowohl den Bau, als auch die aufsehenerregende Vernichtung des Bauwerks verschwiegen und das Reliquienregister hätte außerdem grade diese Kapelle auf dem Externstein vergessen, während es alle anderen mit Reliquien versorgten Kirchen und Kapellen aufführt.

Es ist an sich schon ein verdächtiger und unwahrscheinlicher Gedanke, daß in der Bekehrungszeit zwischen 772 und 1100 an einem anerkannten germanischen Kulturorte nicht ein germanisches, sondern ein christliches Heiligtum zerstört sein soll. Und wenn dazu eine Naturkatastrophe aufgeboten werden muß, so ist der Gedanke noch unwahrscheinlicher.

Zu allen solchen Erwägungen, die schon ohnedem zusammen mit den auffälligen, vor Augen liegenden Tatsachen und Widersprüchen gegen den Charakter einer christlichen Kapelle (ein Ständer anstatt eines Altars —, fehlender Platz für den amtierenden Priester —, ausgesprochene Nordost-Orientierung des Kultraumes) uns zur Lösung des Externstein-Rätsels geführt haben, ist nunmehr die Entdeckung der *Keillöcher* hinzugekommen. An ihre Bedeutung für unsere Hauptfrage kann nach dem Zeugnis aller Sachverständigen und auch nach eigenem Vernunfturteil ein Zweifel nicht mehr aufkommen. Wo sich der Zerstörungsabsicht bereits ein durch den Felsenkopf gehender Spalt als Ansatzpunkt von selbst darbot, von dem her auch wirklich die Decke und Südostwand zum Sturz in die Tiefe abgedrängt ist, da reden die deutlich gemeißelten Löcher eine beredte Sprache von dem, was einst Menschen hier oben auf dem Felsenkopf gewollt und zum größeren Teile auch ausgeführt haben. Daß außerdem auf der allerhöchsten Spitze ein großes kreisrund gemeißeltes Loch (27 cm Durchmesser, 26 cm Tiefe) gefunden wurde, wo eine Irminsul gestanden haben mag, soll der Bedeutsamkeit wegen hier nicht unerwähnt bleiben.

Bei genauer Prüfung der Frage, wodurch die schiefen Winkel des Raumes neben tadellos gemessenen entstanden sein mögen, wurde ferner die Entdeckung gemacht, daß die ursprünglich auf die Sommersonnenwende gerichtete Mittellinie, unter Vergrößerung des ganzen Raumes, um 4—5 Grad verdreht worden ist. Da die Ständernische blieb, mußten zur Milderung des schiefen Eindrucks deren rechte Winkel teils verkleinert, teils vergrößert werden. In der Voraussetzung, daß die Ortung der Trümmerstätte bei ihrer Umwandlung zur Kapelle unverändert geblieben sei, war der Gedanke an die Absicht der Nordostortung, also gleichmäßiger Berücksichtigung der Sonnenlinie und der Mondlinie gegeben. Jetzt stehe ich nicht an, den Namen „*Sonnenwarte*" oder ähnlich für diesen germanischen Kultraum vorzuschlagen. (Vgl. „Germanien" 1934, Seite 237.)

Gegen den Fuchsschen Gedanken, daß man in der Zeit der Kreuzzüge bestrebt gewesen sei, auch an den Externsteinen Auferstehung, Golgatha und Kreuzauffindung zur Darstellung zu bringen, auf die Fuchs einen Hauptteil seines Buches verwendet, ist grund-

sätzlich nichts einzuwenden. Niemand denkt daran, die ernstlichen Unternehmungen zur Umwandlung der Stätte in einen Wallfahrtsort zu bestreiten; das ist schon durch das Vorhandensein des berühmten Kreuzabnahmebildes ausgeschlossen. Aus den alten Nachrichten ist freilich zu schließen, daß der Erfolg den Erwartungen nicht entsprochen hat.

Aber die Darstellung des Gedankens ist nicht, wie Fuchs sagt, durch eine *Nachbildung* jerusalemitischer Verhältnisse (also Neuschaffung nach ihrem Vorbilde), sondern durch Verwertung und *Umwandlung* der vorhandenen germanischen Einrichtungen geschehen.

Dies gilt insbesondere auch von dem „Grab Christi". Eine „Nachbildung" müßte doch irgendeine Ähnlichkeit aufweisen. In Wirklichkeit aber ist keine Ähnlichkeit zwischen dem Felsensarg an den Externsteinen und dem Grab in der Auferstehungskirche zu Jerusalem vorhanden. Schon mit dem Fehlen des Grabkämmerleins fällt sowohl die Möglichkeit, daß es sich um eine Nachbildung handelt, als auch die Vorstellbarkeit der in den Evangelien berichteten Auferstehungsgeschichten überhaupt weg: Es konnte weder ein Stein vorgewälzt werden, noch konnten Petrus und Johannes hier eintreten, usw. Die mir aus eigener Anschauung ebenfalls bekannte, von Vinzent nicht wiedererkennbar rekonstruierte Grabkammer außerhalb Jerusalems kann schon um deswillen an den Externsteinen nicht als Vorbild gedient haben, weil sie erst in neuerer Zeit von den Engländern beachtet und als „Grab Christi" erklärt ist.

Auch der von Fuchs versuchte Vergleich des Felsensarges mit den Gräbern in den Katakomben und mit den sich in manchen alten Kirchen befindenden Steinsärgen ist hinfällig, weil sie alle zum wirklichen Begräbnis gedient haben, während die Verhältnisse des Felsensarges an den Externsteinen es deutlich zeigen, daß hier niemals eine menschliche Leiche begraben werden sollte und konnte, sondern vielmehr, daß er zum Brauch der Sarglegung bestimmt war und tatsächlich auch diesem Zwecke gedient hat, wie aus der Abnutzung der dabei betretenen Stellen geschlossen werden kann.

Was die untere Grotte anbelangt, so sind die Einwendungen gegen den germanischen Ursprung des gewaltigen Doppelrunenzeichens im Fuchsschen Buche gänzlich unhaltbar. Schon das Auge des Laien kann erkennen, und es wird durch das Urteil aller sachverständigen Steinmetzen bestätigt, daß die zur Herstellung der Linien dienenden Löcher keineswegs durch die einzelnen Schläge des Zweispitz, sondern nur durch die uralte Bohrtechnik entstehen konnten.

Bei der Aufdeckung der verschleierten germanischen Vergangenheit, die auch von Prof. Fuchs gefordert wird, kommt es darauf an, daß wir das uns schulmäßig anerzogene Vorurteil gegen germanische Kulturbetätigung fallen lassen und alle uns entgegentretenden Tatsachen nicht anders beurteilen, als wenn es sich dabei um irgendein anderes Volk handelte. Warum sollen unsere Vorfahren, die uns so wunderbare Zeugnisse des Kunstgewerbes und sonstigen Könnens hinterließen, sich nicht Kulträume auch aus Felsen herausgehauen haben, wenn sie deren bedurften? Haben sie etwa nicht die Werkzeuge dazu gehabt, fehlte es ihnen an Klugheit, Geschick, Tatkraft und Ausdauer? Wir haben nicht den mindesten Grund zu solcher Annahme. Die Fähigkeiten und Neigungen, die in uns zur Tat drängen, haben wir von unseren Vorvätern geerbt, und sie sind in unseren Vorfahren ebenso lebendig gewesen; das lehren uns die Gesetze der Vererbung, und die Geschichte bestätigt es uns an ungezählten Beispielen.

Das deutsche Volk hat einen großen Reichtum an Denkmälern des mittelalterlichen Kultur- und Glaubenslebens, und wir wollen sie achten und ehren; aber es ist arm an Denkmälern seiner germanischen Vergangenheit. Die wenigen verdienen unsere Beachtung und Pflege um so mehr, wenn wir sie als einen Restbestand aus absichtlicher Zerstörung erkennen. Ist es nicht auch Pflicht eines jeden Volkes, seine Ahnen zu ehren, so wie wir Vater und Mutter ehren sollen?

Für die christlichen Kirchen beider Konfessionen bedeutet es weder eine Herabsetzung noch sonst einen Schaden, wenn es sich als Wahrheit erweist, daß das Christentum nicht zu einem stumpfsinnigen, sondern zu einem geistig und kulturlich hochstehenden Volke gekommen ist — eher umgekehrt. Abzulehnen ist nur die Tatsache, daß mit dem Westfrankenkönig Karl die Mittel und Wege g e w a l t s a m e r Bekehrung mit Anwendung der Todesstrafe, Gefängnis und Verbannung gegen die Anhänger des alten Glaubens sowie Zerstörung ihrer Heiligtümer ihren Anfang genommen haben, — im schroffen Gegensatze zu dem Geiste Christi. Es ist unverständlich und kann noch verhängnisvoll für die christlichen Konfessionen selbst werden, wenn sie sich nicht zur freudigen Mitarbeit an der Entschleierung der germanischen Vergangenheit und damit zur Sühne des einst am deutschen Volke unter christlichem Vorwande geschehenen Unrechts entschließen könnten, oder wenn sie sich gar auf die Seite des Unrechts stellen wollten. Sie stehen vor einer Entscheidung, die nicht schwer sein sollte.

Das Andenken an die christliche Vergangenheit der Externsteine ist durch das Kreuzabnahmebild unbedingt sichergestellt. Man lasse auch der germanischen Vergangenheit ihr Recht! Wenn gegenwärtig, nachdem das alte sächsische Bundesheiligtum wiedererkannt wurde, die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die germanische Bedeutung gerichtet ist, so bitten wir Herrn Prof. Fuchs und seine Freunde, sich an der Freude unseres Volkes zu beteiligen.

Grundsätzliches zur Frage der Externsteine (2. Teil)

Die weiteren Untersuchungen und Feststellungen am Sazellumsfelsen, Zwischenfelsen 1a und Felsen 3

Von Arendt Franssen

Mit 17 Abbildungen

Als Fortsetzung des Berichtes, der über die Forschungsergebnisse im Sazellum und den Kopf des Sazellumsfelsens selbst Aufschluß gab, soll nachfolgend über die Ergebnisse der Untersuchungen an den beiden Nachbarfelsen, Felsen 1a und 3 berichtet werden. Erstmalig wird hierbei auf die eigentlichen Ausgrabungsergebnisse um diese Felsen eingegangen, weil sie zusammen das Ergebnis abrunden.

Die erste Aufgabe, die mit dem Sazellum selbst aufs engste verknüpft ist, war die Lösung der Frage: Wie war der Aufgang auf den 25 m hohen Felsenkopf beschaffen? Der heutige Aufgang, der an, um und über Felsen 3 zum Sazellum hinaufführt, stammt in seinem unteren Teil aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, in seinem Oberteil aus dem 17. Jahrhundert. Darüber geben in beiden Fällen die eingemeißelten Jahreszahlen 1811 und 1660 (?) sowie ein Steinmetzzeichen (Abb. 10, kl. Pfeil) an der Nordostwand des Treppenabsatzes Aufschluß. Die angeblichen weiteren Steinmetzzeichen auf dem Kopf des Felsens 3 möchte ich nicht für solche ansprechen, zum wenigsten ein großes Fragezeichen dahinterstellen.

Die Vermessungen am Fuße der drei genannten Felsen brachten den Beweis, daß der alte Aufgang über den dem Sazellumsfelsen vorgelagerten Felsblock, die sogenannte Kanzel, nach links zwischen Felsen 3 und Felsen 2 (Sazellumsfelsen) zum Sazellum hinaufgeführt hat. Auf der ganzen Länge des ehemaligen Aufstieges haben sich an beiden Felsen Spuren und Reste der alten Treppenanlage erhalten. Der bisher als „Kanzel" angesprochene Felsblock am Fuße des Felsen 2 zeigt deutlich auf seinen drei freien Seiten, vor allem an seiner Basis, die Spuren gewaltsamer Steinentfernung (Abb. 1 und Grundrißzeichnung Abb. 2). Denn beide Abbildungen zeigen sehr klar, daß die von vorn sichtbaren sechs Stufen in ihrem heutigen Zustande niemals eine Treppe gebildet haben kön-

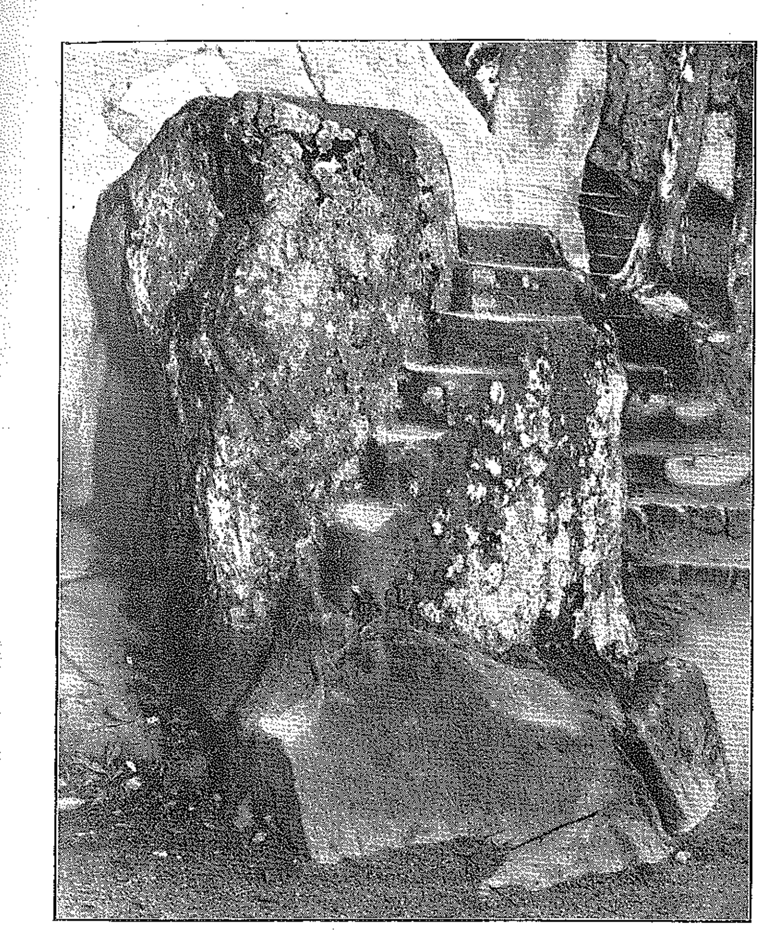


Abb. 1. Felsblock am Fuß des Sazellumsfelsens, sogenannte „Kanzel".

Aufn. Lippisches Landesmuseum (Kamera für alle Aufnahmen: Voigtländer Bergheil 10×15, Heliar 1:4,5, F=18 cm. Platten: Agfa Isochrom).

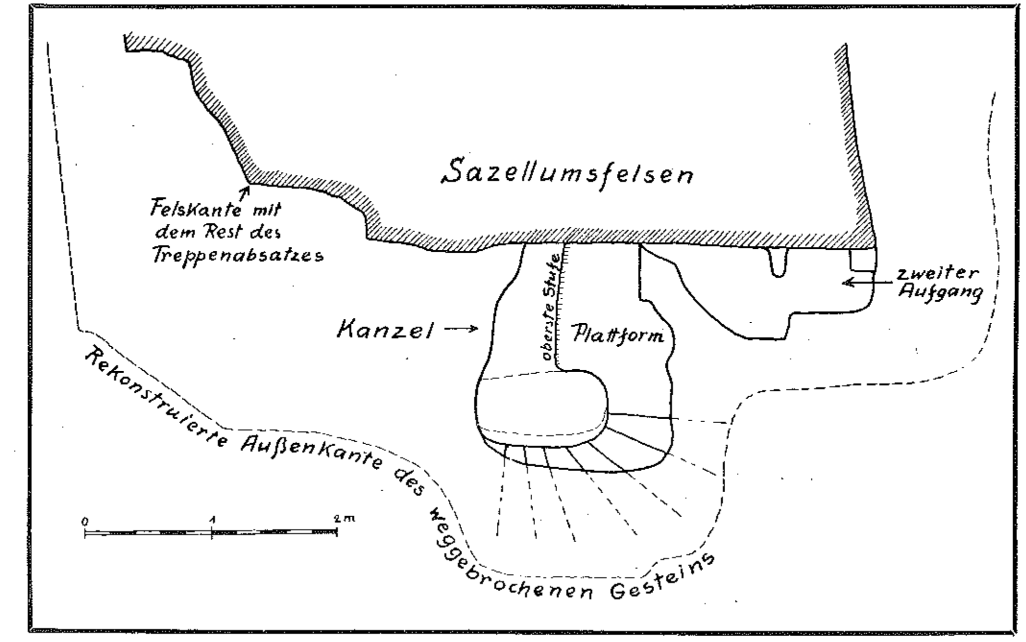
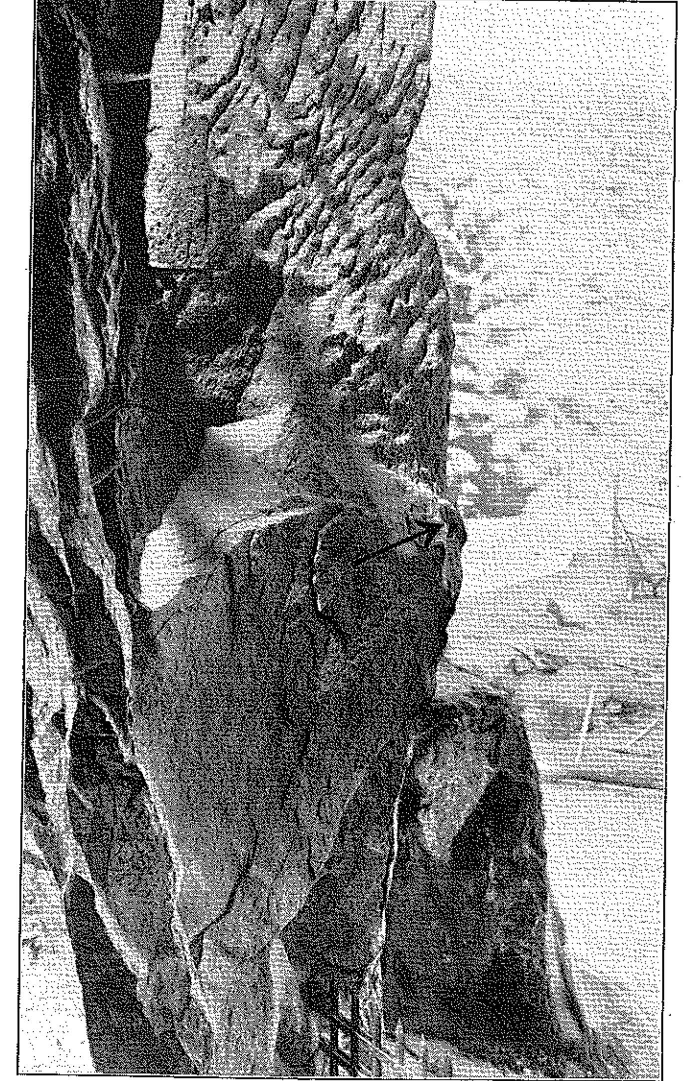


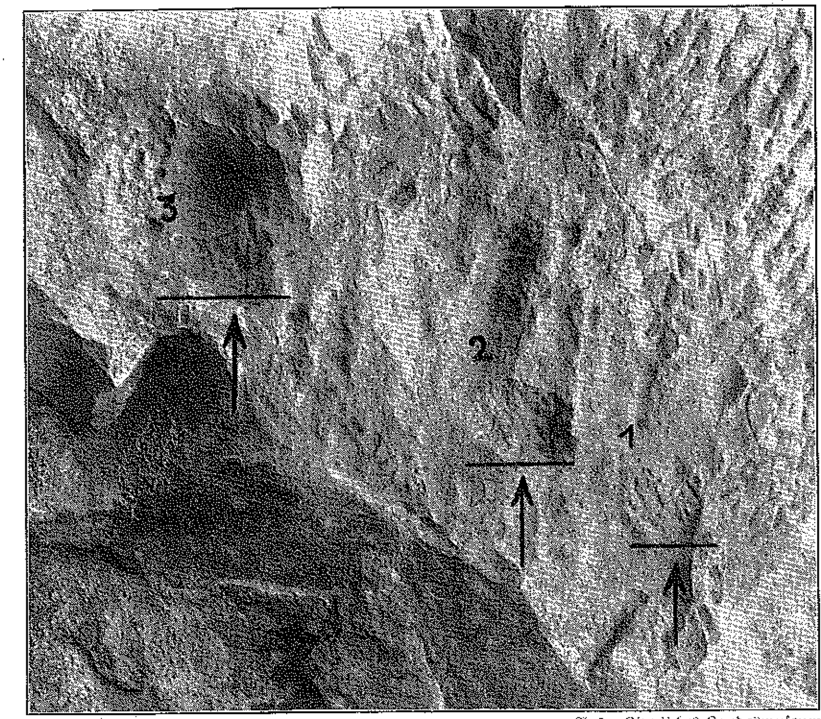
Abb. 2. Grundriß der NO-Wand am Fuß des Sazellumsfelsens und der „Kanzel", mit Ergänzung des ursprünglichen Zustandes (gestrichelte Linien).



Aufn. Lippisches Landesmuseum

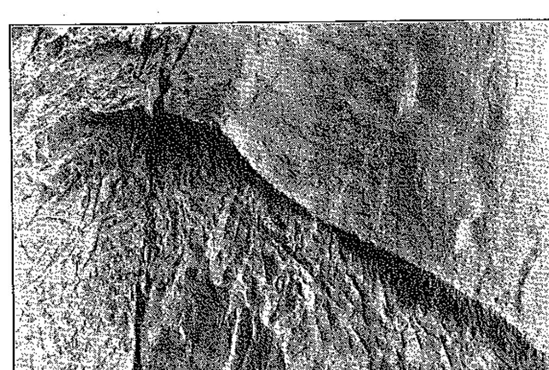
Abb. 3. Felskante des Sazellumsfelsens mit dem Rest des Treppenabsatzes (Pfeil!) und der abgemeißelten Treppenrückwand. Rechts unten die „Kanzel".

nen. Es fehlt etwa 1 bis 1½ m vorstehendes Gestein (Ergänzungszeichnung s. Abb. 2). Dieselbe Zeichnung gibt auch die oberste Stufe wieder, die sich als Rest der Fortführung der Treppe auf der Plattform der Kanzel befindet. Diese Stufe ist zugleich der ausschlaggebende Beweis, daß von hier aus der Aufgang weiter führen mußte. Die Plattform selbst ist dadurch bedingt, daß von rechts ein weiterer Aufgang hier in die von vorn links kommende Treppe einmündete, d. h. also: auf der Plattform der „Kanzel" treffen zwei Treppen zusammen. Der nächste Rest des Aufstiegs hat sich an der linken Vorderkante der Felswand in 3,50 m Höhe als deutlich erkennbarer Absatz erhalten. Abb. 3 zeigt in der photographischen Wiedergabe sehr scharf die Ecke des Treppenumganges (schwarzer Pfeil) und etwas tiefer (rechts im Bilde) die Plattform der „Kanzel". Über dem Treppenabsatz sind die Meißelhiebe der Treppenrückwand deutlich erkennbar. Sehr markant zeigt diese Aufnahme links und unterhalb des schwarzen Pfeiles aber auch große Bruchflächen an den Stellen, an denen die Treppe künstlich weggebrochen wurde. Die Flächen unterscheiden sich durch ihre scharfen Kanten wesentlich von der alten, stark verwitterten Felsenoberfläche. Etwa 1 bis 1½ m links seitwärts oberhalb dieses Treppenabsatzes muß der bis dahin steinerne Aufgang in eine Holztreppe übergegangen sein. Für diese Annahme sprechen drei erhaltene Balkenlöcher (Abb. 4, die Balkenlöcher sind durch drei kleine Pfeile gekennzeichnet). Die Anlage und Reihenfolge der Balkenlöcher sprechen hier in ihrem regelmäßigen Ansteigen nach oben klar für eine Treppe. Viel zwingender aber und überzeugender ist die guterhaltene Wassernase oberhalb der Balkenlöcher und die darunter befindliche zugehauene Fläche (Abb. 5 und 6). Führte die Treppe bisher um Felsen 2 und in den Spalt zwischen Felsen 2 und 3, so geht sie in etwa 8 m Höhe



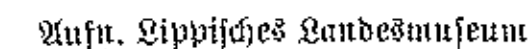
Aufn. Lippisches Landesmuseum

Abb. 4. Balkenlöcher in der SO-Wand des Sazellumsfelsens.



Aufn. Lippisches Landesmuseum

Abb. 5. Gemeißelte Treppenrückwand und Wassernase an der SO-Wand des Sazellumsfelsens, oberer Teil.



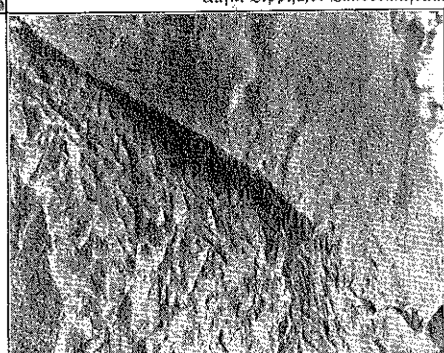
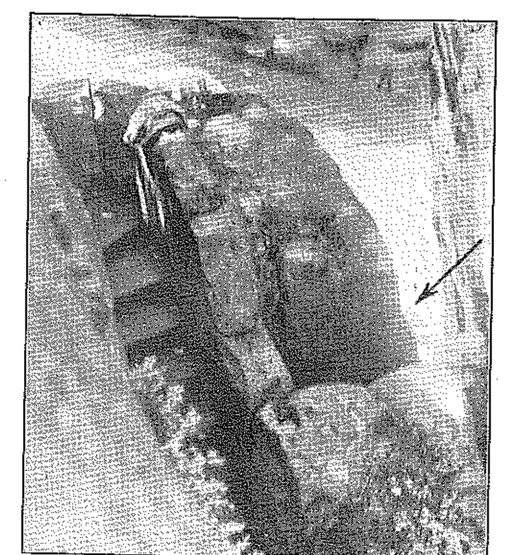


Abb. 6. Gemeißelte Treppenrückwand und Wassernase an der SO-Wand des Sazellumsfelsens, unterer Teil.

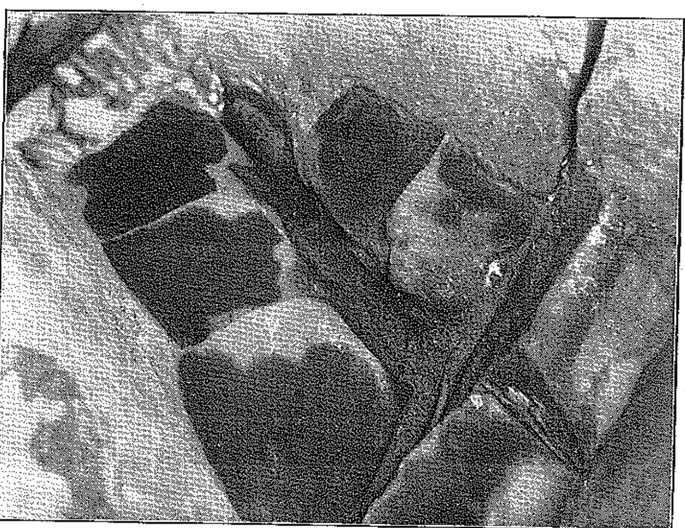


Aufn. Lippisches Landesmuseum

Abb. 7. Einschnitt in der NW-Wand des Felsens 3 (Pfeil!), in dem sich die Treppenstufen befinden. (Die Unschärfe der Aufnahme rührt daher, daß sie bei langer Belichtung aus freier Hand gemacht werden mußte.)

nunmehr in das Felsgestein des Felsens 3 über. Hier sehen wir gut erhalten den fast 2 Meter tiefen Einschnitt mit den vier tief ausgetretenen Stufen (Abb. 7 und 8). Dieser tiefe Treppeneinschnitt ist von der heutigen Treppe durch das steinerne Geländer getrennt (Abb. 7). Etwa 1 m höher hat sich ein weiterer alter Treppenabsatz befunden (Abb. 7), von dem der Aufgang wiederum als Holztreppe weiterführte. Zu diesem Absatz kommt von der entgegengesetzten Südwestseite ein (wie das abgenutzte Felsgestein zeigt) viel benutzter, natürlicher Aufstieg. Für die Annahme, daß von diesem Absatz die Treppe in Holz weiterging, sprechen die erhaltenen Balkenlöcher am Felsen 3 (Abb. 9). Die Balkenlöcher, die sich hier in dieser Höhe am Sazellumsfelsen (Felsen 2) selbst befinden, stammen wohl aus jüngerer Zeit, wahrscheinlich aus der sogenannten Festungszeit um 1700. Sie lassen darauf schließen, daß sich hier zwischen den Felsen ein kleiner Holzraum befand. Haben wir den alten Aufgang nunmehr bis zur Ecke der Nordostwand des Felsens 3 bis zum heutigen Treppenabsatz (Abb. 10, links unten) verfolgen können, so macht hier der alte Aufgang wieder einen Winkel und führte über die große schräge Fläche (Abb. 10, zwischen den schwarzen Strichen), die vor der rechtwinkligen zugehauenen Felswand (Abb. 10, Pfeil) liegt, bis fast zu der Stelle des Kopfes von Felsen 3, von der auch heute noch die Verbindungsbrücke zum Sazellum führt (Abb. 10, rechts oben). Zum alten vorgeschichtlichen Raum des Sazellumsfelsens haben wir wohl an dieser Stelle eine kleine Holzbrücke anzunehmen, die den Zwischenraum zwischen Felsen 2 und 3, der etwa 2,50 m beträgt, überbrückte.

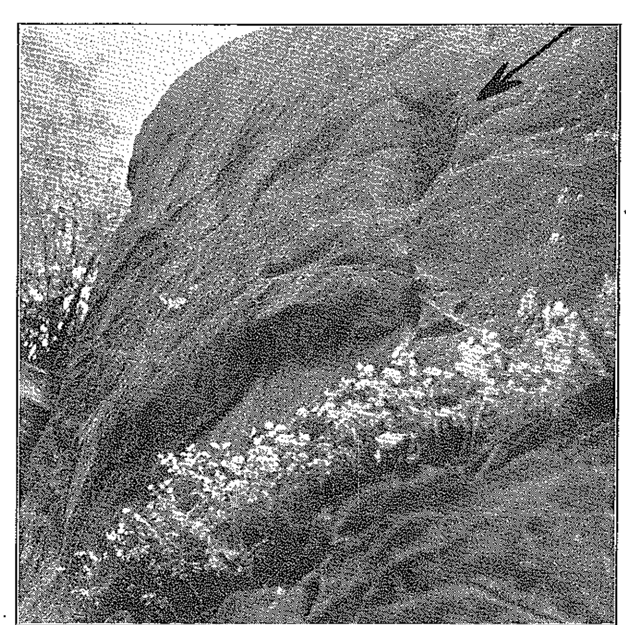
Der Kopf des Felsens 3, der in seiner heutigen Form sehr wild und zerrissen vor uns steht (Abb. 10), besonders durch den tiefen Treppeneinschnitt, muß ehemals wesentlich anders ausgesehen haben. Denn offensichtlich ist der ganze Felsenkopf zugerichtet und zwar zu einer wagerechten Fläche, die Abbildung 10 besonders



Aufn. Lippisches Landesmuseum

Abb. 8. Die vier Treppenstufen in der NW-Wand des Felsens 3, von oben gesehen. Die Stufen durchsetzt ein natürlicher Spalt.

gut am oberen Bildrande zeigt. Diese Zurichtung ist nicht durch die heutige Treppe bedingt. Wenn wir uns nun den Treppeneinschnitt ausgefüllt denken (Abb. 10, Kreuz), so hätten wir eine Plattform, auf der ein Raum von einigen Metern im Geviert Platz gehabt hätte. Die Annahme des Vorhandenseins eines solchen Raumes auf dem Kopf des Felsens 3 liegt zwar sehr nahe, muß aber mit einem sehr großen Fragezeichen versehen werden. Bestimmt ist dagegen anzunehmen, daß die gewaltigen Felsentrümmer, die am Fuße der Nordostseite des Felsens 3 liegen, von dessen Kopfe herrühren. Für die Vermutung, daß vom Kopf des Felsens 3 eine gewaltige Holzbrücke von fast 20 m Länge über die heutige Straße zum gegenüberliegenden Felsen 4, der den Wackelstein trägt, führte, fand sich keine Bestätigung. Am Wackelsteinfelsen zeigen sich an den Felspartien, die als Widerlager für die angenommene Brücke in Frage kämen, nirgends Spuren menschlicher Bearbeitung. Wir müssen also diesen vermuteten Zugang zum Sazellum als nicht gewesen betrachten, wenn auch bei der mangelnden Kenntnis des jetzt rekonstruierten alten Aufganges zunächst diese Annahme sehr nahe lag, zumal die großen, in den Stein gemeißelten, parallel verlaufenden Absätze auf dem Felsen 3 sehr leicht als Balkenlager angesprochen werden konnten.



Aufn. Lippisches Landesmuseum

Abb. 9. Balkenloch (Pfeil!) in der NW-Wand des Felsens 3.

Haben wir nunmehr den alten Aufgang bis zum Sazellum verfolgen können, so bliebe nur doch die kleine Treppe zu erklären, die vom Sazellumsraum selbst in der Nordecke links neben der Nische mit dem Sonnenloch heute im Leeren mündet. In dieser Treppe können wir, nachdem die Forschungsergebnisse vom Sazellumsfelsenkopf selbst (Auffindung des Irminsul-Standortes) vorliegen, nur den Aufstieg zu diesem wichtigen Symbol annehmen.

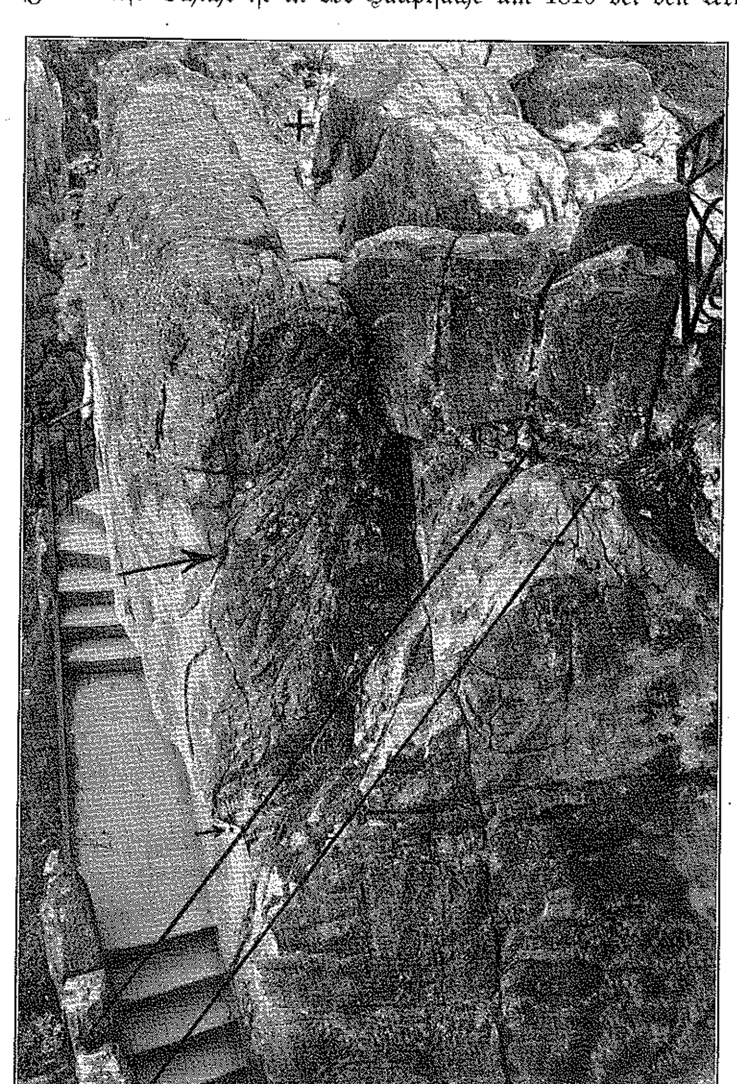
Ehe wir zu den wichtigen Forschungsergebnissen am Zwischenfelsen 1a übergehen, ist es notwendig, zuvor von den Ausgrabungen an der Südwestseite der Felsen, der ehemaligen Teichseite, zu berichten. Denn die Bodenfunde, die hier gemacht wurden, mußten zum großen Teil, besonders auch Eigentümlichkeiten einiger Schichten, mit den Verhältnissen an den Felsen selbst in Einklang gebracht werden. Das steinige, steil ansteigende Erdreich war kein ideales Ausgrabungsgelände. Sehr harte, steinige Schichten wechselten mit weichen Sandschichten (verwittertem Sandstein), so daß das Auswerfen von Schnitten und Suchgräben oft auf starke Schwierigkeiten stieß. Große Felsblöcke, z. T. bis zu mehreren Kubikmeter Inhalt, mußten fortgeräumt werden, um an die Kulturschichten herankommen zu können. Und doch war die Arbeit erfreulich und erfolgreich. Das Ansteigen des Geländes bedingte ein stufen- und absatzweises Anlegen der einzelnen Grabungsflächen, so daß das große Grabungsgebiet wie eine gewaltige Treppe aussah. Die Schnitte und Suchgräben, die stellenweise bis zu 7 m Tiefe ausgehoben wurden,

zeigten, daß sich die Erdschichten im Gegensatz zur Nordostseite (Felsenvorderseite) hier in ursprünglicher Lagerung erhalten haben und nicht oder doch nur stellenweise durch Menschenhand oder Baumwurzeln gestört waren. Das Alter der Schichten ließ sich ohne Unterbrechung von der Neuzeit bis in die vorgeschichtliche Eisenzeit verfolgen. Die große Profilzeichnung (Abb. 11) gibt die Erdablagerungen in der südwestlichen Verlängerung des sogenannten Petrusganges wieder. Bis zu 7 m hoch lagen die Schichten dem ursprünglichen alten Boden auf.

Schichtenfolge (Abb. 11):

Schicht 6: aufgetragene Schichten jüngster Zeit. Diese Aufschüttungen stammen ohne Ausnahme aus den letzten hundert Jahren und rühren von Wege- und Böschungsanlagen her.

Schicht 5: weißlicher Sand mit Sandstein- und Ziegelbrocken, Abraum aus neuerer Zeit. Diese Schicht ist in der Hauptsache um 1810 bei den Arbeiten unter der Fürstin Pauline, die die Felsen dem Publikum zugänglich machte, als Abraum entstanden.



Aufn. Lippisches Landesmuseum

Abb. 10. Ecke der NW- und NO-Wand des Felsens 3 oberhalb des Treppenabsatzes. Rechts oben Beginn der heutigen Brücke zum Sazellumsraum (Aufnahme vom Sazellum aus).

Schicht 4b: graue humose Kulturschicht. Das Fundmaterial aus dieser Kulturschicht gehört der zweiten Hälfte des 17., dem 18. und stellenweise dem 19. Jahrhundert an.

Schicht 4a: weißlicher Sand mit Sandsteinbrocken: Felsenverarbeitungsabraum. Dieser Gesteinsschutt ist um 1660, der Zeit der Festungsanlagen, aufgeschüttet.

Schicht 4: graue humose Schicht mit mittelalterlichen bis eisenzeitlichen Scherben. *Diese Kulturschicht brachte das reichste Fundmaterial, besonders des frühen Mittelalters (7. bis 11. Jahrhundert).* Aber auch

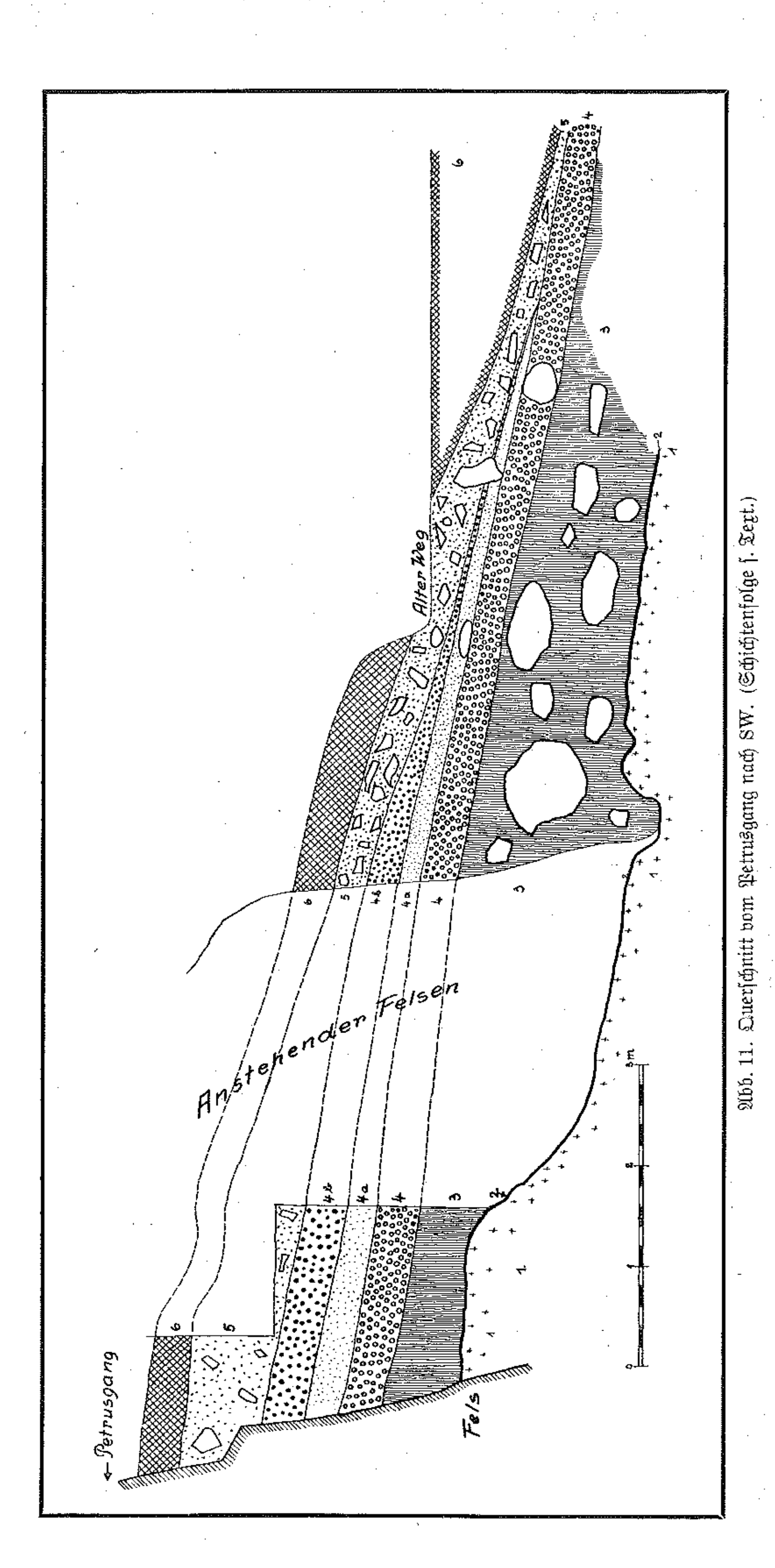


Abb. 11. Querschnitt vom Petrusgang nach SW. (Schichtenfolge s. Text.)

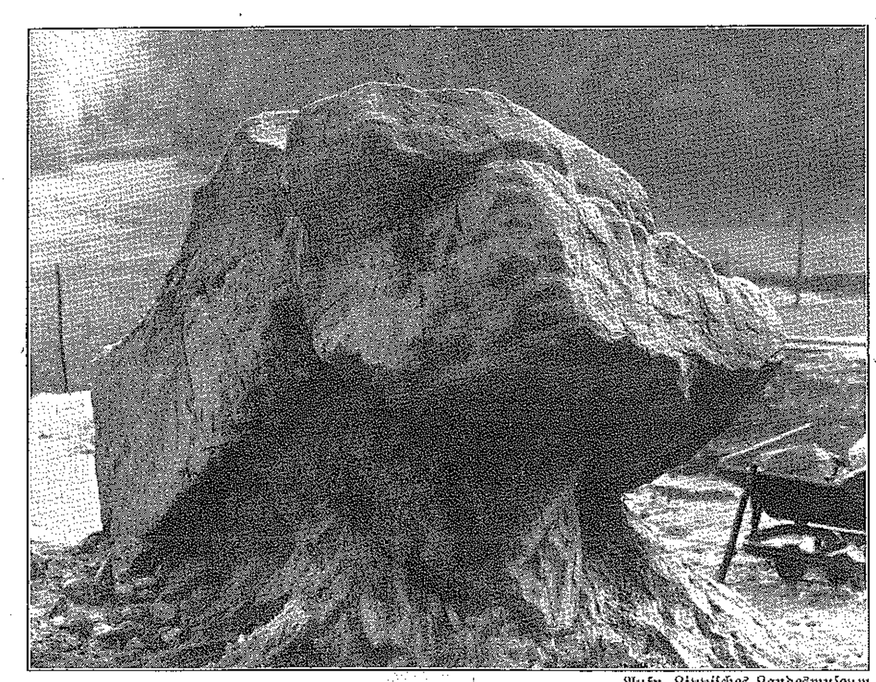
die Jahrhunderte vorher lieferten markantes, fest datierbares Scherbenmaterial, aus dem sich leider, wie vielfach immer, wenn es sich um vorgeschichtliche Siedlungsfunde handelt, keine Gefäße zusammensetzen lassen, das aber zur Altersbestimmung dieser Kulturschicht von ungeheurer Wichtigkeit ist. Ja, sie sind mitbestimmend für die ganze Externsteinfrage. Das Fundmaterial dieser Schicht, besonders das jüngere, wird nach seiner vorläufigen wissenschaftlichen Verarbeitung durch Herrn Düstersiek einen reichen Überblick über die Gefäßformen und -typen dieser bisher etwas vernachlässigten Zeit bringen. Diese Arbeit ist um so zeitraubender und schwieriger, weil zu wenig Vergleichsmaterial und kaum Veröffentlichungen vorhanden sind.

Schicht 3: weißlicher Sand mit Sandsteinen: Abraum vorgeschichtlicher Felsenbearbeitung. Diese so wichtige Schicht ist der Abraum, der bei dem Aushauen der vorgeschichtlichen Räume und der Herstellung der alten Auf- und Zugänge entstand. Der weißliche Sand ist verwitterter feiner Gesteinsschutt, der aber regelmäßig durchsetzt ist mit kleineren und größeren Sandsteinbrocken, wie sie nur durch gewollte menschliche Steinbearbeitung entstehen können.

Schicht 2: humose Oberfläche der Schicht 1 (alte Oberfläche). Diese Oberfläche, die im Schnitt nur geringe Mächtigkeit zeigt und stellenweise etwas unregelmäßig verläuft, liegt dem anstehenden Verwitterungsboden (Schicht 1) auf. Der unregelmäßige Verlauf ist teils durch den starken Geländeabfall, teils durch frühere Wasserrillen bedingt. Mancherorts muß diese alte Oberfläche Baumbewuchs gehabt haben, da sich an einzelnen Stellen zapfenförmige Eintiefungen in Schicht 2 und 1 zeigen, die mit dem weißen Sand der Schicht 3 ausgefüllt sind. Es sind das Stellen, an denen Baumwurzeln vergangen sind und dann der so entstandene Hohlraum mit dem Sand der Schicht 3 ausgefüllt wurde. Zu erwähnen ist, daß die alte Oberfläche überall eine geringe Beimengung von Eisenorterde zeigt, eine leicht erklärliche Erscheinung, da über der alten Oberfläche ein mehr oder weniger lockerer, wasserdurchlässiger Sandsteinschutt liegt, der einer gewissen Auslaugung anheimgefallen ist.

Aufn. Lippisches Landesmuseum

Abb. 12. Schichtenquerschnitt südwestlich vom Petrusgan g.



Aufn. Lippisches Landesmuseum

Abb. 13. Behauener Felsblock im südwestlichen Grabungsgelände. Die linke Seite (vom Beschauer) des Felsblockes ist die behauene Wandfläche.

Schicht 1: Anstehender Verwitterungsboden: obere Partie des Grünsandes (oberer Gault).

Abb. 11 zeigt, daß einige der erwähnten Schichten sich in größerer oder geringerer Entfernung vom Felsen nach Südwesten hin verlieren. Besonders die Abraumschichten 3 und 4a keilen bereits nach 10 bis 15 m — je nach dem Geländeabfall — aus. Die größte Dicke dieser Schichten zeigt sich unmittelbar an dem festen Felsen, und zwar an den Stellen, von denen der Gesteinsschutt herstammt und von wo er in das Vorgelände geworfen wurde. Beim Petrusgang — Querschnitt 11 — rührt der Verarbeitungsabraum vom Felsen 1a her. Wie deutlich sich die Schichten im Querschnitt voneinander abheben, zeigt dem Leser Abb. 12.

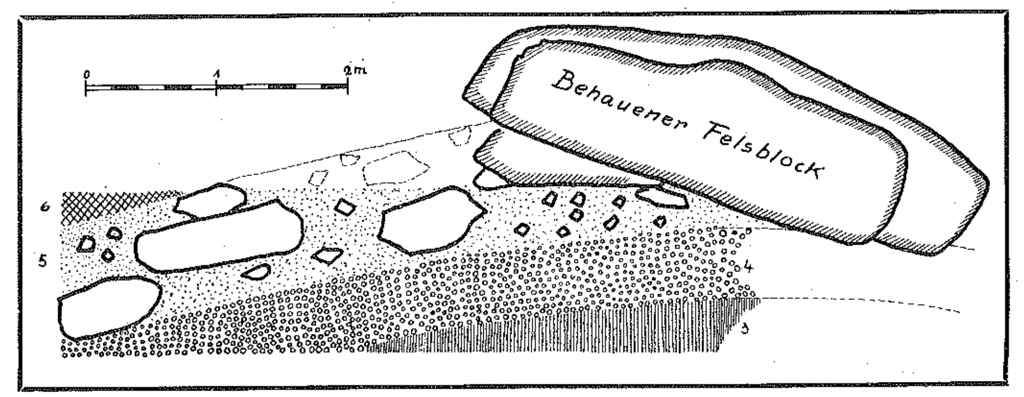
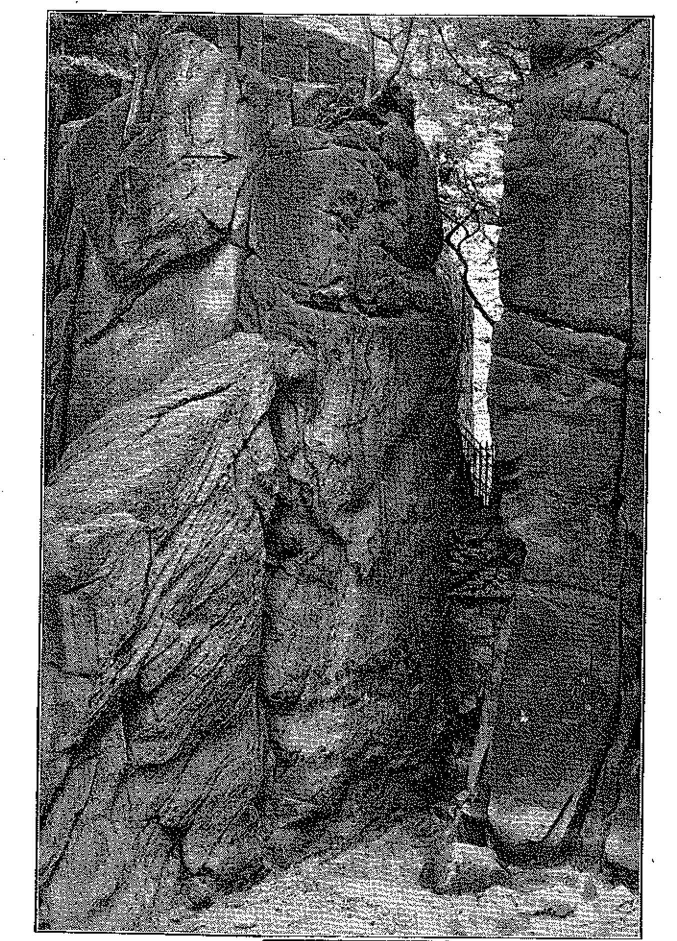


Abb. 14. Schichtenprofil wie Abb. 11 bei dem behauenen Felsblock im südwestlichen Grabungsgelände.



Die grundlegende Bedeutung dieser Schichtenfolge besteht darin, daß sie den einwandfreien Beweis des vorgeschichtlichen Alters der Felsenräume erbringt. Ausschlaggebend hierfür ist Schicht 4. Das Fundmaterial hierin umfaßt eine Zeit vom frühen Mittelalter zurück bis in die Jahrhunderte um Christi Geburt. Eine genauere Datierung des Alters der Felsenräume ist z. Z. noch nicht möglich, da das Fundmaterial der Schichten vor den Felsen (Nordostseite) noch nicht wissenschaftlich verarbeitet ist. *Unbedingt fest steht aber, daß Schicht 3, der Verarbeitungsabraum der Felsenräume, infolge seiner Überlagerung durch Schicht 4 aus einer Zeit stammen muß, die Jahrhunderte vor der Christianisierung liegt.*

Abb. 15. Zwischenfelsen 1a mit den Keillöchern (schwarze Pfeile). Der Kopf dieses Felsens trug den im Text erwähnten vorgeschichtlichen Raum.

Aufn. Lippisches Landesmuseum

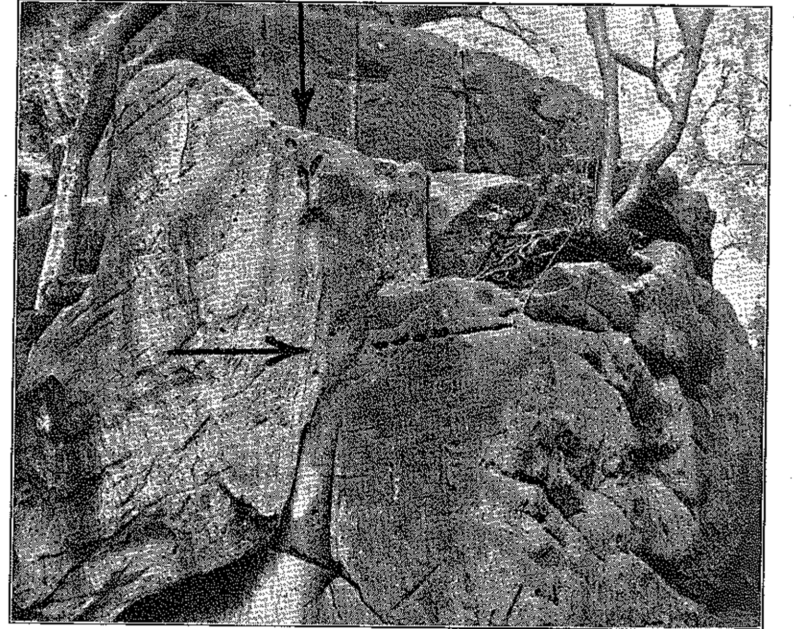


Abb. 16. Vergrößerter Ausschnitt aus Abb. 15.

Aufn. Lippisches Landesmuseum

Damit ist ein weiterer unumstößlicher Beweis dafür geliefert, daß die Kulträume nicht erst von den Benediktinern des Klosters Abdinghof in Paderborn im 12. Jahrhundert angelegt sind, wie Professor Dr. Alois *Fuchs* es in seinem Buche vertritt, sondern das Alter der Felsenräume wird durch das Fundmaterial dieser Schichten mindestens *um 1000 Jahre* hinaufgerückt. Endgültiges über die Entstehungszeit des Heiligtums an den Externsteinen kann aber, wie schon oben angedeutet, erst gesagt werden, wenn das gesamte Fundmaterial des weiten Grabungsgeländes wissenschaftlich verarbeitet worden ist.

Bei dem Abtragen des Erdreiches südwestlich vom Petrusgang am Fuße der Felsen 1 und 1a wurde unter vielen anderen großen Felstrümmern auch ein mächtiger Felsblock von 3,50 m : 3,50 m Größe und 1—1,50 m Mächtigkeit freigelegt (Abb. 13, sowie Abb. 3 in Heft 8). Die eine Seite dieses großen Steinblockes weist uralte Bearbeitung auf. Die zugehauene Fläche des Felsenstückes zeigt mehrere winklig bearbeitete Absätze sowie einen rechtwinkligen Wandfortsatz. Die große zugerichtete Fläche mit den Winkeln und Absätzen ist die Wand eines zerstörten Raumes, *der schon zur Festungszeit als Trümmer den Kopf des Felsens 1a gekrönt haben muß.* Denn die Schicht (Schicht 5), in der dieser Felsblock liegt (er ist an seinem ursprünglichen Platz belassen worden), stammt als Abraum von diesem Felsen. Für die Herkunft des Blockes vom Kopf des Felsens 1a sind aber noch weitere Beweise vorhanden. Der Felsblock ist von sieben Reihen tief eingeschlagener Keillöcher umzogen, die darauf hinweisen, daß seine Zertrümmerung in kleine Stücke geplant war. Diese angefangene Zerkleinerung des Blockes muß schon an seinem ursprünglichen Ort begonnen worden sein, denn die Schicht, in der er lag, *bedeckte ungestört die Keilsetzungen.* Da nun die Abraumschicht, die den Block zum größten Teile überdeckte und unterlagerte, auf einmal entstanden ist, muß demnach der Felstrümmer *mit den Keillöchern hineingekommen* sein (Abb. 14). Die Annahme, daß die sieben Reihen Keillöcher erst auf dem Erdboden zu einer bewußten Zertrümmerung des Steines angebracht wurden, fällt demnach fort.

Die Untersuchungen am Felsen 1a nach dem mutmaßlichen Standort des Blockes führten zur Auffindung von zwei Reihen vollständig gleicher Keilsetzungen (Abb. 15 u. 16). Diese Abbildung zeigt eine Keilsetzung (wagerechter schwarzer Pfeil). Der senkrechte Pfeil gibt den Platz der zweiten Keilsetzung an. Sie ist nur zu sehen, wenn man über das jetzt an dieser Stelle befindliche steinerne Geländer schaut, denn sie befindet sich auf der jetzigen Oberfläche des Felsens (Abb. 17).

Die Auffindung des Felsenblockes und seines ehemaligen Standortes auf dem Felsen 1a beweist, daß hier ein Raum gewesen ist, dessen Vorhandensein bisher nicht bekannt war. Da nun außer dem Block der Verarbeitungsschutt dieses Raumes gefunden ist, und zwar, wie in dem Vorhergehenden ausgeführt wurde, als aus vorgeschichtlicher Zeit stammend, *so ist damit auch für diesen bisher unbekannten Raum eine vorgeschichtliche Entstehung, d. h. eine Entstehung in germanischer Zeit, nachgewiesen.* Mit dem Auffinden dieses jetzt zerstörten Raumes ist auch die geringe Höhe des Felsens 1a erklärt. Abb. 17 zeigt den Grundriß des Felsenkopfes 1a.

Über die Rekonstruktion des Raumes, wie auch des alten Aufganges zu den Felsen 1 und 1a und über das gewaltige Balkenlager, welches sich in dieser Höhe am Nachbarfelsen 2 (Sazellumsfelsen) befindet, soll demnächst berichtet werden.

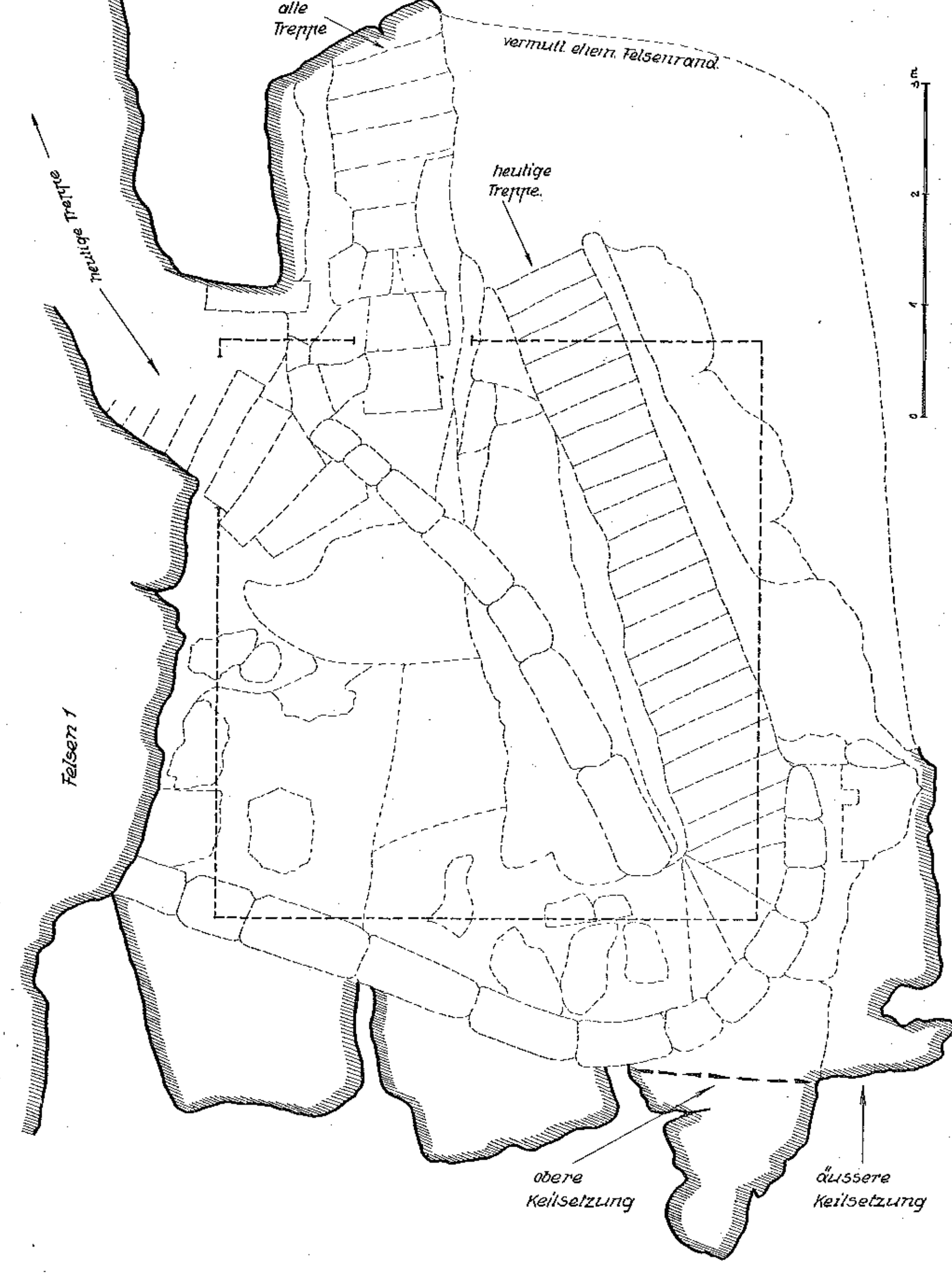


Abb. 17. Grundriß des Felsenkopfes (Felsen 1a) mit der heutigen und der alten Treppe. Eingezeichnet ist der vermutliche ehemalige Rand des gesamten Felsens. Die dickgestrichelte Linie zeigt die angenommene Größe des früheren, jetzt zerstörten Raumes.

Der Germanenglaube im Beowulf

Von Studienrat Edmund Weber, Spandau

Als ältestes Kunstepos in einer germanischen Sprache ist das Beowulf-Lied von jeher als ein Kleinod der Germanenforschung angesehen worden. Mit ganz besonderer Liebe haben natürlich die führenden Anglisten sich immer wieder mit ihm befaßt. Galt es ursprünglich als ein reines Erzeugnis altgermanischen Geistes, so hat in den letzten zwanzig Jahren diese Einschätzung neuen Erkenntnissen weichen müssen. Schon seit langem hatte man sich über die ungermanische Rührseligkeit des Königs in dem Liede und über die märchenhaften Züge des Werkes gewundert, ohne einen zureichenden Grund für sie aufzeigen zu können. Es ist Deutschbeins Verdienst, durch seine sagenhistorischen und literarischen Untersuchungen der Grundlagen des Beowulf-Epos (Germ.-Röm. Mon. I. 2 1909) nachgewiesen zu haben, daß der Dichter auf der einen Seite an das historische Lied der Germanen mit seinem Wirklichkeitscharakter angeknüpft, auf der anderen irische Epen mit ihrem phantastischen Inhalt als Vorbild benutzt hat. Deutschbein urteilte daraufhin so: „Aus dem Fremden hat der Angelsachse ein Neues, ein Eigenes geschaffen. Der elegische Zug, der der gesamten angelsächsischen Literatur eignet, die Betonung der Schattenseite menschlichen Daseins ist unverkennbar: alle menschliche Herrlichkeit ist nur zum Untergang bestimmt ... Der Beowulf ist typisch für die gesamte englische Literatur. Es hat keinen nationalen Stoff zur Grundlage; die historischen Grundlagen sind skandinavischen Ursprungs, die märchenhaften weisen auf Irland, aber Geist und Auffassung sind echt angelsächsisch. In ähnlicher Weise haben auch später die Engländer meist die Stoffe zu Epik und Dramatik mit einem gewissen praktischen Blick sich aus der Fremde geholt, ohne jedoch die Sklaven der Fremde zu werden. Sie haben mit eigenartigem Geschick den fremden Stoffen ihren Stempel aufgedrückt und sie unbekümmert für ihre Zwecke verwendet."

Neuerdings hat Brandl einen Gedanken weiter verfolgt, der ihm schon vor mehr als zwanzig Jahren gekommen war. In dem Sitzungsbericht der preußischen Akademie der Wissenschaften XIV 1928 hat er Abhängigkeiten des Dichters von Vergils Äneis überzeugend nachgewiesen, z. B. in dem auffälligen Zuge, daß Beowulf, auf der Bank liegend und auf einen Arm gestützt, den Unhold packt, anstatt aufzuspringen und den Gegner mit beiden Fäusten zu fassen. Brandl schreibt daher: „Auch betreffs der Einzelheiten von Einkleidung und Ausdruck glaube ich jetzt, wenn nach dem Woher gefragt, immer in erster Linie nach der Äneide greifen zu müssen. Das frühere Urteil über den Originalwert der Dichtung ist sicher zu revidieren, und zugleich bedarf die viel bewunderte Treue ihrer altgermanischen Sittenschilderung Schritt für Schritt der Nachprüfung. Unser deutlicheres Wissen über ihre Entstehung ist leider mit dem Verlust eines beträchtlichen Teiles von einem nationalen Schatz verbunden."

An einer Stelle des Beowulf ist es indessen vielleicht möglich, durch eine Nachprüfung eine Klärung einander widerstreitender Anschauungen zugunsten des Germanentums herbeizuführen. Es ist eine oft und schmerzlich bedauerte Tatsache, daß die Wissenschaft keine Zeugnisse in einer westgermanischen Sprache für die innere Frömmigkeit der Germanen in gemeingermanischer Zeit besitzt. Was in dieser Hinsicht in letzter Zeit ermittelt worden ist, beruht auf den altisländischen und altnorwegischen Quellen, vor allem der Edda und den altisländischen Familiengeschichten. Aber gerade der Beowulf enthält ein solches Zeugnis, und zwar in den Versen 171—179: Monig oft gesät / rice to rune ræd eahtedon, / hwät swiđ. ferhđum selest wære / wiđ færgryrum to gefremmanne. / Hwilum hie geheton ät härg-trafum / wigweorđunga, wordum bædon, / þät him gast-bona geoce gefremede / wiđ þeod-þreaum. Swylc wäs þeaw hyra, / hæđenra hyht. In Hugo Gerings Übersetzung des Beowulf von 1929 sind diese Verse so übertragen: „Häufig saßen Die Mächt'gen im Rate, auf Mittel sinnend, Wie am wirksamsten die wackern Helden Dem Wüten des Feindes wehren könnten. Oft gelobten sie

Opferspenden in den Häusern der Götzen, um Hilfe flehend, Die der Seelenmörder senden möchte In der großen Not. Ihr Glaube war das, Der Heiden Hoffnung."

Es ist nun auffällig, daß diese Beowulfstelle in der Fortsetzung nach dem vorchristlichen Germanenglauben nicht die Beachtung gefunden hat, die ihr gebührt. Woran das liegen mag, wird zum Teil deutlich, wenn man neben Gerings Wiedergabe Moritz Heynes Blankvers-Übertragung von 1897 hält: „Der Mächtige saß oft zu Rate; über Hilfe sannen sie, was wohl den Tapfern wider jenen Graus am besten frommte. Auch den Götterhöfen gelobten Kampfgeschenke sie und baten um Hilfe den Vernichter aller Geister gegen das Übel: das war ihre Sitte, der Heiden Hoffen." Denn bei aller Übereinstimmung im Ganzen gehen Heyne und Gering gerade in den Einzelheiten auseinander, auf die es dem Religionsforscher ankommen muß. Ein Blick auf den altenglischen Wortlaut läßt den Grund hiervon erkennen: der genießbare Kern der Verse ist in eine besonders stachlige sprachliche Schale gehüllt.

Die Schwierigkeiten für die Herausschälung des Sinnes liegen in den Wörtern ‚härg-trafum', ‚wig-weorðunga' und ‚gast-bona'. Es sind nur hier vorkommende Wortbildungen. Man muß also, will man der Stelle gerecht werden, vor allen Dingen versuchen, diese Wörter klarzustellen.

‚härg' entspricht dem altnordischen ‚hörgr' und dem althochdeutschen ‚harug' und bedeutet „heiliger Hain". Sehr unsicher ist aber die Erklärung von ‚trafum'. Hatte man im 19. Jahrhundert das Wort als gälischen Ursprungs angesehen, so brachte man es später mit lateinischem trabs' (Balken) zusammen. Einer Anregung Brandls folgend, habe ich festgestellt, daß bei Horaz ‚trabs' und der Plural ‚trabes' für „Dach" und „Haus" gebraucht sind. Natürlich stutzt man zunächst bei der Frage, wie ein solcher horazischer Ausdruck um 700 n. Chr. in das angelsächsische Epos habe eindringen können. Aber als ausgeschlossen kann man einen solchen Vorgang nicht bezeichnen. Wie Pflugk-Hartung im 2. Bande seiner Weltgeschichte darlegt, hat man in den irischen Klöstern im 6. und 7. Jahrhundert fleißig Latein und sogar Griechisch getrieben und außer den lateinischen Kirchenvätern auch lateinische Klassiker eifrig gelesen und kunstvoll abgeschrieben. Da neben Vergil auch Horaz zu diesen Klassikern gehört hat — Horaz war Alkuins Lieblingsdichter, und Alkuin wurde deswegen in der Tafelrunde Karls Flaccus genannt — könnte das Wort ‚trabes' für „Haus und Balken" in die irische Klostersprache gekommen sein. Nun hat Deutschbein gezeigt, daß der König Aldfrid, der von 680—705 über Nordhumbrien geherrscht hat, der Sohn einer Irin gewesen ist, seine Jugend in Irland verlebt und ausgesprochen gelehrte Neigungen besessen hat, so daß zeitgenössische Schriftsteller ihn als ‚vir doctissimus' bezeichnet haben. Man hat vermutet, daß der Beowulf an seinem Hofe entstanden sein könnte. Dann hat möglicherweise der Dichter ebenfalls seine geistliche Bildung einem irischen Kloster zu verdanken gehabt und vielleicht das Wort ‚träf' von dort mitgebracht. In diesem Falle wären die ältere Anschauung seiner irischen und die jüngere seiner lateinischen Herkunft miteinander vereinbar. Heyne hat in seiner Beowulf-Ausgabe von 1898 ‚härg-trafum' frei mit „Götterzelt, Tempel' wiedergegeben; Holthausen übersetzt ‚träf' in seinem Glossar von 1919 mit „Zelt" oder „Bude". Es dürfte jedoch, wenn man von dem Grundsinn „Balken" des lateinischen ‚trabs' ausgeht, nicht abwegig sein, ‚träf' als „Holzbau" aufzufassen, zumal da Alfred der Große in seiner Übersetzung von Bedas Kirchengeschichte den lateinischen Ausdruck ‚fana idolorum cum septis' mit ‚hearh and þa getimbro' wiedergibt. Heiligtümer wie das im Jahre 627 am Derwent von dem ‚ealdor-bisceop Coifi' zerstörte, werden wir ähnlich auch in den anderen Gegenden Englands voraussetzen dürfen. Daß der Beowulf-Dichter bei seiner Schilderung von anglischen Überlieferungen ausgegangen ist, ist in diesem Falle doch wohl anzunehmen. Und wenn Heyne 1897 in seiner deutschen Nachdichtung den Ausdruck „Götterhöfe" gebraucht hat, so scheinen ihm doch ebenfalls Holzbauten vorgeschwebt zu haben.

Die Wortbildung ‚wig-weorðunga' ist mehrdeutig. Der Bestandteil ‚wig' kann entweder „Krieg" und „Kampf" oder „Weihe" bedeuten; ‚weorðung' ist „Ehrung" und „Gabe". Sarrazin

übersetzte „Kriegsopfer", weil er hinter ‚gast-bona' Tyr vermutete und meinte, daß ihm als Kriegsgott Kriegsgefangene geopfert werden sollten. Heyne gibt in seiner Beowulf-Ausgabe „Götzenverehrung"; in seiner Übersetzung sagt er „Hauptgeschenke", denkt also auch an Kriegsbeute, wenn er wohl auch mehr Sachen als Menschen dabei im Auge hat. Holthausen bietet „Götzenopfer", Gering „Opferspenden". Ich fasse das Wort als „Weihegabe", indem ich von ‚wigbed' = Weihtisch = Altar ausgehe. Sprachlich ist eine solche Auffassung durchaus möglich und nach dem Zusammenhang der Verse die befriedigendste. Sachlich sehe ich meine Deutung gestützt durch die Funde der Goldhörner von Gallehus, der Goldboote von Nors und ähnlicher Wertsachen, die von den Sachverständigen meist als Weihegaben bezeichnet werden. Nimmt man hinzu, daß in Altfrieds Leben Liudgers und in den fränkischen Annalen zum Jahre 772 überliefert ist, daß die friesischen und altsächsischen Heiligtümer reich an goldenen und silbernen Gegenständen gewesen sind, so ist ein entsprechender Schluß auf die altenglischen und altdänischen Weihtümer wohl kaum zu kühn. Dadurch gewinnt die Auffassung von ‚wig-weorðunga' als „kostbare Weihegaben" an innerer Wahrscheinlichkeit.

Am meisten umstritten ist das Wortgebilde ‚gast-bona'. Rein wörtlich bedeutet es „Töter der Geister". Darin sind die führenden Anglisten einig. Weit auseinander aber gehen sie in der Auffassung des Sinnes von „Geister". Heyne, Holthausen, Gering und Hoops fassen es als „Seelen" und übersetzen das ganze Wort als „Seelenmörder-Teufel". Von Heyne und Holthausen ausgehend, vermochte ich jedoch ihre Deutung nicht als zwingend anzuerkennen. Mir schien der Zusammenhang den Sinn „Unholdtöter" nahe zu legen. Da ermutigte es mich denn sehr, als ich feststellen durfte, daß Sarrazin „Dämonentöter" übersetzt hat und Brandl das Wort als „Gespenstertöter" faßt. Sarrazin hat seine Ansicht in den Engl. Studien 42, 1 dargelegt. Dagegen hat sich Klaeber in der Anglia 35 gewendet und ist für „Seelenmörder d. h. Teufel" eingetreten. Es ist leicht ersichtlich, daß Klaeber, Heyne usw. durch die christliche Gesamteinstellung des Liedes und durch die den Versen folgende Entschuldigung des heidnischen Gebarens des Königs beeinflußt worden sind. Sie gehen also von der Grundstimmung des Dichters aus. Sarrazin, Brandl und ich aber gehen von der Grundstimmung des Königs und seiner Räte aus, die in diesen Versen doch ein inbrünstiges Bemühen um die Hilfe einer ihnen vertrauten höheren Macht offenbaren. Es muß also bei ihnen der Gedanke an eine heidnische Gottheit vorliegen. Daraus erwächst die Frage, ob der Dichter sich wirklich gedrungen gefühlt hat diese Schutzmacht dem Teufel gleichzusetzen. Es kann so sein, weil er fortfährt: „im Herzen war die Hölle noch mächtig, den Herrgott aber, den Ruhmverleiher, den Richter der Taten, kannten sie nicht." Aber eben diese Entschuldigung des Königs seitens des Dichters läßt nach meinem Empfinden auch die andere Möglichkeit offen. Ist der Beowulf um 700 n. Chr. entstanden, so lag der Sieg des Christentums in den northumbrischen Landen kaum zwei Menschenalter zurück, und knapp ein Menschenalter der Anschluß an die römische Kirche auf der Synode von Streaneshealh 664, während bis dahin das unfanatische altbritisch-irische Christentum vorgeherrscht hatte. Im Bewußtsein der Hörer des Liedes waren also noch Erinnerungen lebendig an das, was einst ihren Vätern heilig gewesen war. Da ist es denn sehr wesentlich, sich an die Worte zu erinnern, die 723 der Bischof Daniel von Winchester, ein Zeitgenosse des Beowulfdichters, an Bonifatius schrieb: „Hüte dich ja, die Heiden (in Deutschland) durch Hohn oder Spott in ihren heiligen Gefühlen zu verletzen. Trachte vielmehr danach, behutsam und maßvoll mit ihnen zu sprechen und nur zwischendurch und sozusagen wie beiläufig ihre abergläubischen Vorstellungen mit den christlichen Glaubenslehren zu vergleichen. Auf diese Weise läßt sich am ehesten erzielen, daß die Heiden nicht in ihren Anschauungen verstockt, sondern an ihnen irre werden und sich ihrer Torheit schämen . . . Die Deutschen werden sagen, daß ihre Götter allmächtig und gütig und gerecht seien und nicht nur diejenigen, die sie ehren, belohnen, sondern auch diejenigen bestrafen, die sie nicht ehren." Es ist eine echt germanische Duldsamkeit, die aus diesen seelenkundigen Worten eines angelsächsischen Kirchenfürsten spricht! Den gleichen Geist kluger Mäßigung atmet ja auch der Brief des Angelsachsen Alkuin an den fränkischen

Bogenführer Meginhard vom Jahre 796. Gerade im angelsächsischen Wesen ist ein hervorragender Zug die Ehrfurcht vor den Sitten und Anschauungen der Väter selbst dann, wenn die Nachkommen sich darüber hinausgewachsen fühlen! Darum braucht man nicht ohne weiteres dem angelsächsischen Dichter des Beowulf jene welsche Unduldsamkeit zuzutrauen, die dem Bischof Remigius die Worte an Chlodowech eingab: „Verbrenne, was du angebetet hast!“ Wie unbefangen der Dichter des Beowulf heidnischen Gottheiten gegenüber sich zeigt, darauf hat Brandl im obengenannten Vortrag hingewiesen; in Vers 113 ist Jupiter neben den christlichen Himmelsgott gestellt. „Wie frei erfaßten diese Frühbekehrten auf englischem Boden die Bibellehre!“ bemerkt Brandl dazu.

Daß wir Heutigen über den Sinn des Wortes ‚gast-bona‘ so verschiedener Ansicht sein können, hat freilich seinen Grund auch in einer Eigenheit jener Frühbekehrten. Eben weil die Erinnerungen an denVäterglauben noch lebendig waren, scheuten die Christen manchmal solche Ausdrücke, die an den alten Gottesdienst gemahnten. Brandl hat in seiner Geschichte der Altenglischen Literatur darauf hingewiesen, daß merkwürdigerweise gerade für die heidnischen Priester ein altes Wort fehlt. „Wenn ‚sacerdotes‘ einmal mit ‚gildende‘ glossiert wird, so ist dies deutlich eine neugebildete Umschreibung“, sagt Brandl. Meine Hoffnung, in Alfreds Übersetzung Bedas den alten, echten Ausdruck für einen altenglischen Oberpriester zu finden, scheiterte daran, daß Alfred für ‚summus episcopus‘ ‚ealdor-bisceop‘ gesetzt hat. War zu seiner Zeit das echte Wort bereits vergessen, oder hat der König in christlich-frommer Scheu lieber ein Mischwort gesetzt? Diese halb englische, halb lateinische Mischbildung ist ein auffälliges Gegenstück zu ‚härg-trafum‘. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Beowulfdichter aus solch christlicher Scheu heraus zu seinen Umschreibungen ‚härg-trafum‘, ‚wigweorðunga‘ und ‚gast-bona‘ gegriffen hat. Daß diese Neubildungen etwas Schillerndes, etwas Doppelsinniges hatten, war möglicherweise eine Beruhigung für sein christliches Bewußtsein. Es freut mich, daß ich mich hier mit Heyne zusammenfinde. Denn er hat zwar in seiner Beowulf-Ausgabe „dämonischer Mörder d. i. Teufel“ geschrieben, aber in seiner Blankversübersetzung „Vernichter aller Geister“ eingesetzt und so die Doppelsinnigkeit des altenglischen Wortgebildes deutsch glücklich wiedergegeben. Sollte das ein bloßer Zufall sein?

Wenn die Vermutung zutrifft, daß der geistliche Dichter sich gescheut hat, den Namen eines germanischen Gottes zu gebrauchen und sich zu helfen suchte, indem er ein doppelsinniges Wort wählte, das den christlichen Gefühlen Rechnung trug, ohne den wirklichen Verhältnissen Gewalt anzutun, so entsteht die Frage, welche Gottheit gemeint gewesen sein könne. Sarrazins Vermutung, der Kriegsgott Tyr stecke hinter ‚gast-bona‘, vermag ich mich nicht anzuschließen; denn es handelt sich ja nicht um menschliche Feinde. Brandl meint, heutige Erfahrung in katholischen Ländern lehre, daß gegen Unglück gern Lokalschützer (Ortsheilige) angerufen werden und daß daher auch hinter Gastbona ein örtlicher Schutzgeist stecken könnte. Eine solche Möglichkeit liegt gewiß vor. Aber es gibt noch eine zweite. Das Lied zeigt eine auffällige Vorliebe für Verhältnisse und Ereignisse in Dänemark, wie Deutschbein a. a. O. geschrieben hat; Dänen und Gauten treten in den Vordergrund. Deutschbein folgert daraus, die anglischen Stämme müßten wohl das Aufsteigen der Dänenmacht im Laufe des 5. Jahrhunderts und besonders ihres Königsgeschlechtes, der Schildungen, noch aus der Nähe beobachtet haben, bevor sie nach England übersiedelten. Daher ist es wohl erlaubt, den Blick auf dänisch-nordische Anschauungen zu richten. Als ich erwog, welche Gottheit möglicherweise mit ‚gast-bona‘ gemeint gewesen ein könnte, fiel mir die Stelle im Harbartslied der Edda ein, wo Thor sagt: „Ich war im Osten und schlug Jötenvolk tot. Überstark würden die Riesen, wenn sie alle lebten; ausgetilgt würden die Menschen in Midgards Reich.“ (Genzmer). Infolgedessen stellte ich die Umschreibungen für Thor in der Edda zusammen. Nach Gustav Neckel heißt er ‚gygiar groetir‘ d. h. der „Riesin Weinenmacher“ oder ‚briotr berg-Dana d. h. „Zerbrecher der Berg-Dänen (Riesentöter)“ oder endlich ‚þurs-rað-bani‘ d. h. „Thursentöter“. Der dritte Beiname stimmt dem Sinne nach gut zu ‚gast-bona‘ und deckt sich im zweiten Bestandteil sprachlich mit ihm; denn nordisches ‚bani‘

entspricht altenglischem ‚bona‘. Ist diese auffällige Übereinstimmung auch nicht unbedingt zwingend, so stimmt sie immerhin nachdenklich. Da Thor sonst noch „Freund der Menschen“ und „Schützer Midgards“ genannt wird, so entspricht er gerade den Bedürfnissen der Lage im Anfang des Beowulfliedes. Beruht das Werk in der Tat zum Teil auf Überlieferungen, die die Angeln aus der alten Heimat mitgebracht hatten, so kann hinter ‚gast-bona‘ Thunor stecken. Über diese Möglichkeit hinaus läßt sich freilich nichts weiter feststellen.

Nach vorstehenden Untersuchungen übersetze ich nunmehr die Verse 175—178 so: „Öfter gelobten sie für die Bauten im heiligen Hain Weihe-Gaben und baten mit Worten, daß ihnen der Unhold-Töter Hilfe leistete wider die Volks-Drangsal. Solches war ihr Brauch.“ Es sind nur vier Zeilen, aber wie inhaltreich für die Einsicht in die germanische Frömmigkeit sind sie bei aller Knappheit des Ausdrucks! Wir sehen vor uns einen heiligen Hain und darin den Göttern geweihte Häuser, wir hören von Gebeten und Gelübden und fühlen das gläubige Vertrauen auf die Hilfe einer höheren, gütigen Macht gegen das Böse, das unheimlich in das Leben der Menschen eingegriffen hat und ihren Frieden und ihre Ruhe stört.

Daß diese Auslegung der Beowulfstelle auch innerlich gut begründet ist, dafür glaube ich einen neuen Beweis gefunden zu haben. Aus demselben Dänemark, in dem Beowulfs Grendelkampf sich abgespielt hat, wurde 826 der König Harald Klak vertrieben. Er begab sich an den Hof Kaiser Ludwigs zu Ingelheim. Um sich des Kaisers Hilfe zu sichern, nahm er die Taufe. Diesen Übertritt aus politischen Gründen hat Hermold der Aquitanier als einen Sieg des Kreuzes in einem lateinischen Lobgedicht auf Kaiser Ludwig (Monumenta Germaniae) gefeiert. Er berichtet darin, daß Harald sich so über seinen bisherigen Glauben geäußert habe: „Lange hab' ich mit Treue befolgt die Satzung der Ahnen, Haltend bis heute genau fest am uralten Brauch. Meinen Göttern und Göttinnen bracht ich die üblichen Gaben Dar mit Gebet und tat fromme Gelübde dazu, Hoffend im Herzen, es möchte ihr Rat mein Reich, das ererbte, Schirmen, Leute und Land, Halle mir schützen und Haus, Fern uns halten den Hunger und jedem drohenden Unheil Wehren und Treue um Treu' Segen verleihen und Glück.“ (Eigene Übersetzung. Vrgl. Edmund Weber: Die Religion der alten Deutschen. Quelle u. Meyer, Leipzig, —.60 Mk.) Diese Nigellusverse offenbaren dieselbe germanische Frömmigkeit wie die Beowulfstelle. Sie werden weiter bestätigt durch das nordgermanische Gemeindegebet ‚til árs ok friðar‘, das dann in das Gulathingslog übergegangen ist in der Form: „. . . zum heiligen Christ beten um eine gute Ernte und Frieden“ (Bernhard Kummer: Midgards Untergang S. 82).

Nichts ist gefährlicher und unverantwortlicher, ganz besonders der Jugend gegenüber, als der phantastisch-romantische Wiederaufbau unserer Vorzeit. Nichts vermag indessen das Wissen von der Höhe vorgeschichtlicher Kultur, von dem Schöpfergeist längstvergangener Geschlechter lebendiger weiterzugeben, als die ehrliche, sachlich-wissenschaftliche Rekonstruktion. Manche liebgewordene Anschauung wird man freilich restlos opfern müssen. – Was aber bleibt, ist die Erkenntnis, daß diese Menschen, die vor drei- und viertausend Jahren lebten, Blut von unserm Blute waren, daß ihr Geist die Grundlage schuf zu dem Gebäude, das wir heute bewohnen. H. Reinerth.

Rufer im Streit

Außenseiter

An die, welche es angeht!

Unter dieser Überschrift wendet sich Reichsminister Darré in der „Deutschen Zeitung" vom 12. 8. 34 gegen Irrwege der Wissenschaft. Wir entnehmen dem sehr bemerkenswerten Aufsatz folgende Stellen:

„Welche Widersprüche sich für einen gebildeten Menschen ergeben, wenn er sich an Hand der wissenschaftlichen Feststellungen über die germanische Frühgeschichte ein klares Bild zu machen versucht, sei im folgenden an Hand einiger Beispiele darzustellen versucht.

Eine Sparte der deutschen Wissenschaft lehrt uns z. B. die Unzerstörbarkeit der Erbmasse als wesentlichste Wurzel aller menschlichen Begabungen und Begabungsäußerungen; in Verfolg dieser wissenschaftlichen Erkenntnisse wird uns weiter gelehrt, daß es nur die inneren hochwertigen Erbanlagen der Germanen gewesen sind, die Europa seit eineinhalb Jahrtausenden zum Kulturmittelpunkt der Welt gemacht haben. Nun kommt aber eine andere Sparte der deutschen Wissenschaft und lehrt, daß die Germanen erst dann kulturschöpferisch wurden, als gewisse Einwirkungen des Mittelmeerkulturkreises erfolgten.

Hier klaffen Widersprüche für jeden denkenden Menschen, weil die Behauptungen des einen Teils der Wissenschaft in glattem Gegensatz zu den Behauptungen des anderen Teils der Wissenschaft stehen: Entweder irren unsere Vererbungswissenschaftler mit der Behauptung von der Ewigkeit der Erbanlagen, oder aber die ganze Behauptung von der Kulturlosigkeit unserer germanischen Vorfahren stimmt nicht. Das eine oder das andere ist nur möglich.

Denn entweder gilt das Gesetz von der Erhaltung der Erbmasse. dann hat diese Erbmasse sich auch vor einem wissenschaftlich festgesetzten Zeitpunkt — z. B. der Christianisierung — zum Ausdruck gebracht, oder aber das Gesetz von der Ewigkeit der Erbmasse, wenigstens innerhalb der weltgeschichtlich erfaßbaren Zeit, ist Unsinn. Oder sollen wir gar annehmen, die Germanen schwammen vor der Zeit, die man ihnen gnädigst als Kulturanfang zubilligt, im Mutterwasser des Nirwana herum, bis der große Karl wie ein deus ex machina auftrat und durch Köpfen von 4500 sächsischen Freibauern die germanische Schöpferkraft freilegte, etwa so, wie weiland Moses mit seinem Zauberstab Wasser aus dem Felsen schlug?

Man meint vielleicht, daß dieses Entweder-Oder zu scharf — sozusagen überspitzt — sei? Nun, dann sei an folgenden weiteren Beispielen dargelegt, welche gedanklichen Widersprüche uns heute zugemutet werden:

Die Reiter und Edlen der Kimbern und Teutonen, die bereits ein Jahrhundert *vor* Christi Geburt geschichtlich in Erscheinung treten, schildern uns die Überlieferungen ganz eindeutig so, daß sie sich in Kleidung und Rüstung wenig von der ritterlichen Kleidung und Rüstung des deutschen Mittelalters unterschieden haben können: die Reiterei muß einen stolzen und prächtigen Eindruck gemacht haben. Diese Berichte decken sich sachlich mit einem Bericht des Sidonius Apollinaris, welcher einige Jahrhunderte später die Brautwerbung eines burgundischen Adligen schildert, der nach heidnischer — ausdrücklich wird betont: *heidnischer* — Sitte seine Braut heimführt. Mit beiden Berichten decken sich auch bildliche und sonstige Überlieferungen von den Goten. — Trotzdem verlangt man aber heute von uns, zu glauben, noch im achten Jahrhundert nach Christus seien die Germanen wie halbwilde Barbaren herumgelaufen, von welchem bedauernswerten Zustand sie nur die Uneigennützigkeit des Franken-Karl gerettet habe. Wieso? ... Aus welchen halbwegs vernünftigen Gründen sollen wir annehmen, daß in dem Jahrtausend, welches zwischen dem Auftreten der Kimbern und Teutonen und z. B. der Bekehrung der Sachsen liegt, die Kleiderkultur der Germanen von höchstentwickelter Stufe auf die primitive Stufe von Halbwilden herabgesunken sei? Denn — nicht wahr, damit wir uns nicht mißverstehen — die Kimbern und Teutonen kommen ja *aus demselben Landstrich* Nordwestdeutschlands, der tausend Jahre später bei der Bekehrung der Sachsen im Mittelpunkt der Geschehnisse steht. Aus *diesem* Grunde ziehen wir den

Vergleich zwischen dem Auftreten der Kimbern und Teutonen und der Bekehrung der Sachsen, *nicht* aber etwa wegen der Christianisierung an sich....

Jahrhunderte hindurch, vor der Bekehrung der Sachsen, ist der Import westfälischer Schinken ein wesentlicher Posten der römischen Außenhandelsbilanz. Diesen Weltruf hat der westfälische Schinken heute noch nicht eingebüßt. Also darf man wohl annehmen, daß die Westfalen vor ihrer Bekehrung bereits so gute Schweinezüchter waren wie heute auch noch. Diese Feststellung hat aber eine sehr weittragende gedankliche Folgerung kultureller Art: Das Schwein ist nämlich auf der Welt immer nur das Haustier einer *seßhaften* Bevölkerung, und zur Herstellung von exportfähigen Qualitätsschinken muß man nicht nur seßhaft sein, sondern auch auf eine alte bäuerliche Überlieferung zurückblicken. Wenn die Gelehrten das nicht glauben wollen, sind wir gerne bereit, es ihnen einmal zu ermöglichen, bei einem westfälischen Bauern einige Wochen Schweinezucht praktisch zu erlernen ...

Einmal erzählt man uns, daß die gewaltigen Tempel- und Burgenbauten, das sogenannte rechteckige Megaronhaus, von den Indogermanen aus dem Gebiet des heutigen Mitteldeutschlands nach Kleinasien mitgebracht worden seien, und zum andern macht man uns weis, daß die Nachkommen und Zurückgebliebenen dieser Indogermanen als Germanen nicht einmal fähig gewesen wären, die einfachsten Blockhäuser aufzubauen und erst die handwerkliche Schulung des Mittelmeerkulturkreises benötigten, um überhaupt aus primitiven Wohnlöchern so etwas wie ein Haus gestalten zu lernen. Wo bleibt hier die Logik in der Vererbungslehre und Rassengeschichte? ...

Über eine Tatsache möge sich die deutsche Gelehrtenwelt ... eindeutig klar werden: Der mangelnde Mut der weitaus größten Mehrheit der deutschen Gelehrtenwelt, zu den Dingen der germanisch-deutschen Frühgeschichte *ehrlich* und ohne ängstliches Schielen nach Jesuitismus, Freimaurerei und Judentum Stellung zu nehmen, hat die Achtung der deutschen Jugend vor dieser Art Gelehrtentum weitestgehend erschüttert. Diese Achtung wird auch nicht wiederhergestellt durch unsachliche Husarenritte namhafter Gelehrter gegen die „blutigen Laien" in Angelegenheiten der germanischen Frühgeschichte. Diese „blutigen Laien" wären nie in Erscheinung getreten, wenn die zünftige Gelehrtenwelt ihre Pflicht vor Volk und Wissenschaft getan hätte und einer intelligenten deutschen Jugend nicht zugemutet haben würde, solch ungereimtes Zeug glauben zu müssen, wie es von mir in diesem Artikel kurz und keineswegs erschöpfend angedeutet worden ist." ...

Zur Beurteilung Karls des Franken

Ein Bezieher hat vor kurzem „Germanien" mit folgender Begründung abbestellt: „Die wirklichkeitsblinde Verketzerung des immerhin großen Karl ist unhaltbar, wenn auch jetzt Mode".

Wir stehen nicht an, auch ein weiteres Urteil über Karl wiederzugeben. Es findet sich in dem Hefte „Umbruch des deutschen Glaubens" von „Ragnarök bis Christus" von Erich Vogelsang (1934, Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen) auf S. 23/24. Nach der Vorbemerkung des Verfassers liegen der Schrift Universitätsvorlesungen zugrunde, die 1933/34 gehalten worden sind. „Man hat früher nach Art der Schwarz-Weiß-Kunst gern die Germanenmission als ein leuchtendes Ereignis auf dem dunklen Hintergrund eines barbarischen und gänzlich kulturlosen Zustandes der vorchristlichen Germanen gekennzeichnet. Heute liebt man es bisweilen, umgekehrt zu verfahren und von einem großen „*Verfall der nordischen Kultur infolge der Christianisierung*" zu reden, wobei die wirkliche Farbigkeit und Plastik genau so verloren geht wie im ersteren Falle. Man spricht mit Vorliebe und Pathos ausschließlich von dem „Sachsenschlächter" Karl d. Gr. und sieht nicht, daß das Blutbad von Verden aus politischen und altgermanischen Motiven (Kriegsgefangenenopfer!), nicht aber aus christlichen Motiven entsprungen ist. Man brandmarkt die karolingische Kultur als ausschließliche Verderbnis alles Deutschen und weiß nicht, daß wohl kein anderer bis auf die Zeit Luthers soviel Sinn für die deutsche Sprache gehabt hat wie Karl d. Gr. selbst, der die Predigt in deutscher Sprache anordnete, der den Befehl gab, alle altgermanische Heldendichtung aufzuzeichnen und sich selbst an einer Grammatik der deutschen Sprache versuchte. Man verschließt die Augen vor den symbolischen Tatsachen, daß das älteste uns erhaltene altdeutsche Heldenlied (das Hildebrandslied) von Mönchen des Klosters Fulda aufgezeichnet und daß die erste deutsche epische Dichtung ein geistliches Epos ist; der Heliand."

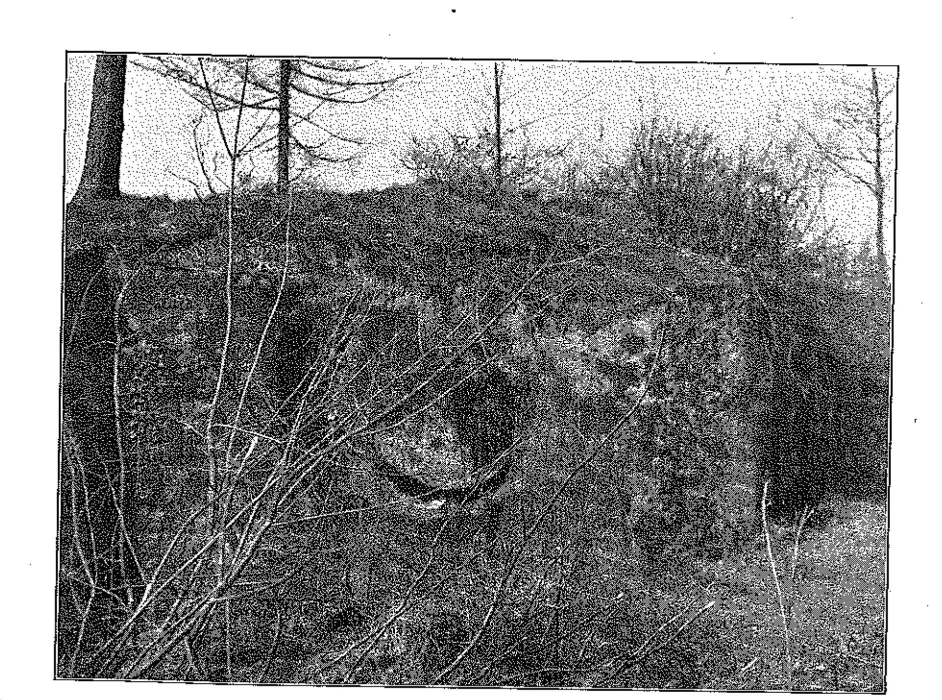
Das Urteil können wir *unseren* Lesern überlassen.

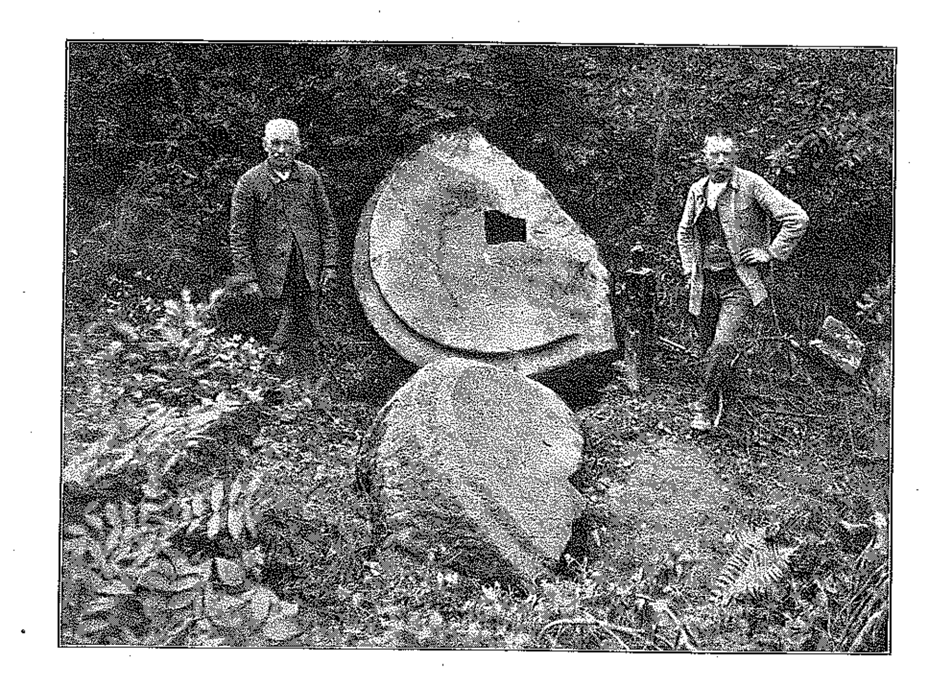


Der Teufelstein bei Frankelbach in der Rheinpfalz (als Seitenstück zum Königstein bei Westerhausen am Harz; „Germanien", 1933, 3). Die Anlage des Teufelsteins entspricht im großen ganzen derjenigen des hier beschriebenen Königsteins, allerdings in kleinerem Ausmaße. Ich bringe hier die Abbildung (1) einer gleichfalls von oben zerstörten Sonnenscheibe, die in die Felswand eingemeißelt ist und genau nach Süden sieht.

Beiderseits der Felswand stehen durch Abmeißelung allein gestellte Felswürfel, wie die Würfelsteine zu Auchorthies bei Inverurie in Schottland. Neben der Sonnenscheibe befindet sich eine behauene Felsnische, auf der andern Seite eines vorspringenden Geviertsteines eingehauene Keillöcher und daneben die Meißelzeichnung eines Pferdes. Mit den auf dem andern hier beigegebenen Bilde (2) dargestellten beiden Frankelbacher Einwohnern zusammen ergrub und hob ich vor Jahren den auf diesem Bilde während der Hebung zu sehenden runden Stein mit dem Falzrand, der genau den Kalendersteinen entspricht, wie sie die (bei Gorsleben „Hoch-Zeit der Menschheit" gegebenen) Abbildungen auf der Schwertscheide vom Salzberg zu Hallstatt zeigen, wo zwei Männer ein Speichenrad zwischen zwei solchen Steinen drehen. Eine Gewanne in der Nähe Frankelbachs heißt noch Notfeuer. Auch wenn es ein Mühlstein wäre, so beweist die Gesamtanlage doch das Wesen einer Weihestätte. Man hätte aber sicher den Mühlstein nicht hier fern der Wohnungen behauen, sondern erst nach der Beförderung. Der Stein ist entzweigesprengt und auf der einen Seite völlig verwittert. Es scheinen auch tiefere Unterhöhlungen der Stätte vorhanden zu sein, da schon Gespanne auf der zwischen den Felsen liegenden Wiesenfläche eingebrochen sind.

In der Wand der Felsnische befanden sich nach Aussage des auf der Abbildung stehenden Herrn Jakob Spangenberger schriftzeichenartige Einmeißelungen, die der ehemalige katholische Pfarrer Hammer aus dem benachbarten





Kaulbach, dessen Grab auf Grund seiner Verdienste um die Kirche Wallfahrtsort geworden ist, nach Aussage dieses Augenzeugen wegmeißelte, weil sie „heidnisch" wären. Er hatte ein großes altes Buch zur Hand, in dem der Teufelstein beschrieben war, sowie die gegenüber am Fuße des Waltersberges liegenden Heidengräber des Götzenhübels mit dem Schönsborn, wo übrigens eine steinerne Pferdetränke ausgeackert wurde (Skjone d. h. Pferd, vgl. Schönermark, Schönhengstgau, Pferdezucht-Sippe Schoner vom Gestüterhof bei Kaiserslautern, Schönlanke mit noch erhaltener Rennbahn) [1].

Oberhalb des Teufelsteins liegt der auf dem Wartehübel nochmals eigens aufgeschichtete Wartenknopf mit einem Landesvermessungsstein und dahinter die Gewanne „Auf der Pfeife" (vgl. die norddeutschen Pipensburgen, die mit Pipin so wenig zu tun haben wie die niederdeutschen Roland-, Ruch- oder Rotland-, d. h. Landrecht-, Landgerichtssäulen mit dem Herold ihres Erzfeindes Karl). Von dieser Warte mit ehemaligem Hörzeichendienst und der Fläche „Auf der Pfeife" ist die Berglandschaft weithin im Umkreis zu übersehen. Auf der andern Seite der Lauter 4 Kilometer nördlich davon liegt die Heidenburg, ein vorrömischer Ringwall, auf der die Römer ein Kastell errichtet hatten und die heute noch in der Wallburgennacht des 1. Mai ein Ausflugs-Tanzplatz ist (vgl die übrigen Wallburgen und ihr Mailehenbrauch und die Tanzberge wie Dansenberg bei Kaiserslautern usw.).

Die Zerstörungen am Teufelstein entstammen gemäß der christlichen Umbenennung sicher der christlichen Bekehrung, die auch den im Tale liegenden Hof Frankenbach (wie er richtiger früher hieß) gründete oder benannte; der Bach dort heißt Osborn.

Der Teufelstein ist also eine vorchristliche Weihestätte, ebenso wie die Heidenburg vor und nach der Herrschaft der Römer. Denn der Name Heiden, den die christlichen Bekehrer zur Benennung ihrer Gegner verwandten, bezeichnet nicht die Römer, da diese bei der öffentlichen Bekehrung als politische Macht schon erledigt und von den Alamannen und Burgunden abgelöst waren, sondern die Germanen, d. h. die der Bekehrung schwerer zugänglichen Bewohner des platten Landes, des Gaues (Pagus, davon Pagani d h. Heiden), die Heidebewohner. Ferner zeigt sich, daß die vorchristlichen Weihestätten schon vorrömisch sind, wie sie auch nach der Römerzeit germanisch-heidnisch gemäß der ununterbrochenen Besiedelung der vorrömischen, germani-

[1]) Die Beziehung von Schön — zu Skjone scheint uns trotz der Ausführungen von Schönermark im Deutschen Roland (1929, H. 6 „Name, Urheimat und Standesverhältnisse des Geschlechts Schönermark") noch nicht sicher erwiesen, ebenso wenig die Beziehung von Biel-, Beil- zu Balder. Schriftleitung.

schen Wangionen, Nemeter, Triboker, Trewirer blieben.

Eine ähnliche Anlage ist auch der aus gewachsenem hohen Felsen gehauene turmartige Beilstein mit einem Ringwall und andern behauenen niederen Felsen, der beim Heiligenberg zu Kaiserslautern steht. Er entspricht dem alten Nachrichtennetz der Gollen- und Bilsteine, deren himmelskundliche Peilung für Südwestdeutschland schon vor Teudt bekannt und aufgefallen war, und die Sommer in Hauser „Neue Dokumente zur Menschheitsgeschichte" schon seit der Mitteleiszeit an den Renn- (Eilnachrichten!)-, Heer- oder Dietwegen mit ihren Bil- und Balorten (Bal, Baldur, also Sonnenortung!) nachweist.

Die rheinpfälzische Geschichtsforschung spricht den Beilstein freilich als Ritterschloß an, trotzdem von dem Schloß nicht das Geringste zu sehen ist, nur weil wie bei vielen andern Weihestätten es ein Geschlecht von Beilstein gab. Auch wenn das Schloß wie bei dem auf dem gewachsenen Nannenstein erbauten Sickingenschloß vorhanden wäre, ist bekannt, daß gerade auf solchen altgermanischen Weihestätten Klöster, Kapellen und Burgen errichtet wurden, um die Macht und Überwachung der Altgläubigen in Händen zu haben, und daß solche Allmende-Weihestätten von den Bekehrern nach römischem Rechte als Feod-Privatgut eingezogen wurden nach dem Grundsatz: wer verwaltet, dem gehört das Land und seine Bewohner. Schon in meinem (allerdings gekürzt gesendeten) Rundfunkvortrag „Rasseverhältnisse und Volkstum der Rheinpfalz", den der Kampfbund für deutsche Kultur nach langen Verhandlungen beim bayerischen Rundfunk am 16. 9. 1932 endlich senden konnte, habe ich auf diese und andere Weihestätten der Rheinpfalz hingewiesen. Die amtliche pfälzische Geschichtforschung spricht den Teufelstein als Steinbruch an. Sie war ob ihrer Ansichten bisher sehr angesehen, denn sie ist nach ihrer Lehre „Ex oriente et Roma lux" streng kirchenschaftlich fromm.

Dr. Herman Gauch-Berlin.

Clemenswerth bei Sögel. Eine altfriesische Kultstätte? — Als Sehenswürdigkeit des Hümmlings, d. i. des Gebietes rechts der Ems, zwischen Meppen und Papenburg, gilt das Kloster Clemenswerth bei Sögel. Berühmt ist die sonderbare Anlage der Gebäude, die der Baumeister Schlaun in der ersten Hälfte des 18. Jhdts. für den Kurfürsten Clemens August als Jagdschloß errichtete. Damals war der Hümmling noch dicht bewaldet — heute ist dort nur Heide und Sumpf zu finden — und galt als hervorragendes Jagdgelände. Das Jagdschloß besteht aus 9 Gebäuden, die etwa nach Art eines Kegelspiels angeordnet sind. Von Sögel aus führt eine große Allee, die genau west-östlich verläuft, zu dem Schloß hin. Sie wird heute als Prozessionsstraße benutzt. (Näheres über Clemenswerth findet man in „Der Hümmling, ein Heimatbuch, Osnabrück 1929, S. 62 ff.)

Die Kunstgeschichtler haben keine Erklärung für die Anlage; man wird sie einer bizarren Laune des Kurfürsten zuschreiben. Die Volkslegende sagt, an der Stelle habe der Kurfürst ein Mordkreuz gefunden und dessen Gestalt als Vorbild für den Grundriß des Schlosses genommen. Diese Erklärung ist gewiß nach Vollendung der Anlage erfunden. Die Kegelspielanlage der Gebäude führt vielmehr auf den Gedanken, daß Reste eines Thingplatzes, die in dieser abgelegenen Gegend im 17./18. Jhdt. sehr wohl noch vorhanden gewesen sein können, dem Kurfürsten als Vorbild für seinen Bauplan dienten. Es könnte sich bei diesem Thingplatz um die Hauptkultstätte des Hümmlings handeln, da Sögel (älter Sigiltra) der alte Hauptort dieses wahrscheinlich friesischen Gaues ist, dessen vorchristliches Alter feststeht und dessen Kirche aus der Zeit Karls des sogenannten Großen stammt. Hier auch war das Landesgericht (über Sögel, vgl. a. a. O., S. 18, 58 f., 201 ff.). Über die Anlage germanischer Thingplätze hat die Forschung Herman Wirths entscheidende Aufschlüsse gebracht (s. Heilige Urschrift, S. 177 ff.). Die Thingstätten bestanden aus 6, 8, 12 (oder 16, 24 usw.) Pfählen, Bäumen oder Steinen, die im Kreise um einen in der Mitte stehenden Pfahl, Baum oder Stein angeordnet und nach den Haupthimmelsrichtungen gerichtet waren. Hier sitzen die „Neunmänner" oder die Dreizehn (oder Zwölf), d. h. die für die Rechtsprechung vom Volke Gewählten, zur Rechtfindung nieder.

Dies Recht kann nur an der Kultstätte gefunden werden, die das Abbild ist jenes großen Sonnenjahresrades, des Urbilds aller Ordnung (Abbildungen von Thingplätzen bei Wirth a. a. O. Tafel 47 f.; ein solcher Thingplatz sind auch die „Zwölf Apostel", d. s. 12 Linden im Kreise stehend; siehe Teudt, Germanische Heiligtümer, 2. Auflage, Abbildung 28, vgl. ebenda S. 81. Daher übrigens der Zauber des Namens „Dreizehnlinden"!) Die Frage, ob das Vorbild der Anlage von Clemenswerth eine germanische Thingstätte war, scheint jedenfalls eingehendster Nachforschung wert.

Dr. Otto Huth.

Die Bücherwaage

Groß, Hermann, **Erzbergbau, Hüttentechnik, Metallhandel und metallverarbeitende Gewerbe auf deutschem Boden im Rahmen der kulturellen und siedlungsgeschichtlichen Entwicklung.** Tl. 1. Erlangen: Palm & Enke (in Komm.) 1934. Gr.-8° (F). 1. Die ersten drei Jahrtausende. Mit 59 Abb. u. 5 Kt. 94 S. 2.80 RM.

Die Abhandlung bringt eine knappe und in den verschiedenen Zeitabschnitten nicht gleichmäßig durchgearbeitete Zusammenstellung von Angaben über vorgeschichtliche Bergbaugebiete, Erzeugnisse der Metallgewerbe und Handelswege. Die chemischen und technischen Fragen der Metallgewinnung, die doch an sich schon eine erhebliche Bedeutung für die Kulturgeschichte besitzen, werden kaum gestreift. „Eine Geschichte der Metallgewerbe, die ja heute auch auf wissenschaftlicher Grundlage stehen, war für die deutschen Lande bis jetzt nicht vorhanden", stellt der Verfasser im Vorwort fest; es ist schade, daß er es sich dann nicht als Aufgabe gestellt hat, an Hand der zahlreichen Quellen, die ihm zur Verfügung standen, einen Grundriß dieser Geschichte anzulegen.

Die Bemerkungen zur Kulturgeschichte, mit denen Groß seine knappen Angaben in einen größeren Rahmen hineinstellen will, verraten manches sonderbare Vorurteil und werden heutigen Erkenntnissen der Wissenschaft nicht mehr gerecht. Nicht allein, daß er den mitteleuropäischen Siedlungsraum, der durch Eisenzeitfunde bestimmt wird, sehr großzügig an die „Kelten" verschenkt. Daß jene Schicksalswende, die mit dem Ausgang der Bronzezeit und dem Anbruch der Eisenzeit zusammenfällt, „einen direkten Verkehr mit dem klassischen Süden erschwert" hat, erscheint ihm „für die gesamte weitere Kulturentwicklung des Nordens verhängnisvoll". „Paläste und Tempel, Münzen und Schriftsprache" sind ihm Zeugnis der Höhe des „griechischen Kulturkreises" gegenüber „unserer nordischen Heimat". Seite für Seite findet sich diese urteilslose Verwechslung von technisch und handelspolitisch hochgezüchteter Mittelmeerzivilisation mit Kultur, mit Gesittung. — Die „Gallier" müssen es unbedingt gewesen sein, die „den Bewohnern des deutschen Bodens auch einiges aus der Ideen- und Formenwelt der klassischen Antike vermitteln: Insbesondere verdanken wir ihnen wahrscheinlich die Einführung des Räderpfluges ..." (Wenige Seiten weiter läßt er sich, anscheinend ohne es zu merken, durch ein Zitat von K. Schumacher berichtigen: „Der germanische Ackerbau ist lange unterschätzt worden; heute wissen wir, daß er in mancher Beziehung eher dem der Römer voraus war ... Der schwere gallisch-germanische Räderpflug ... war dem römischen Pflug weit überlegen".) Die Zellenschmelztechnik im Kunstgewerbe, um nur noch ein Beispiel zu nennen, kann der Verfasser sich nirgendwie anders erklären, denn als Entlehnung aus — Persien; daß gute Einfälle auch einmal anderswo auftauchen könnten als nur im Orient und nur in der Welt der Antike, der Gedanke kommt ihm nicht. Die Weltgeschichte hat für ihn anscheinend nur Sinn, wenn er sie von seinem geliebten „klassischen Süden" aus betrachten und sich über Handel und Verkehr als den Untergrund menschlicher „Kultur" freuen kann. Wer so gar kein Verständnis hat für die rassischen Ursachen der Menschengeschichte, wer gar nicht empfindet, wie der nordische und fälische Mensch um seine Glaubensfreiheit und eigenwüchsige Wesensentfaltung kämpfen muß, wie ihm die sachlichen Zeugnisse seiner Frühgeschichte von eben jenem gepriesenen „klassischen Süden" zerstört worden sind, der mag dann wohl den Rückblick auf diese drei Jahrtausende germanischer Frühzeit mit solchen Vergleichen schließen: „Am Anfang ... primitive Holzhütten, am Ende ansehnliche Städte mit ... prächtigen Kirchen und ... regem gewerblichen Leben; dort noch kaum Ausdrucksmöglichkeiten durch Schriftzeichen, hier Klosterschulen als Pflegestätten von Kunst und Wissenschaft ...". Schade.

Brauchbar für tieferes Eindringen in die Geschichte der Metalltechniken ist das — freilich nicht vollständige und nicht überall gleichwertige — Schrifttumsverzeichnis. G.

Ludwig Wilser, **Deutsche Vorzeit.** Leipzig 1934, R. Voigtländer. 4. Auflage. 200 Seiten, 35 Tafeln, 1 Karte, 98 Abbildungen. 3,60 RM.

Diese Schrift des alten Vorkämpfers Ludwig Wilser muß immer noch als die

beste Einführung in die germanische Altertumskunde gelten, trotz der vielen Eigenwilligkeiten. Wilser hatte den unvoreingenommenen Blick des „Außenseiters“, der vieles unbeschwert von amtlichen Auffassungen und Verpflichtungen richtiger sah als die meisten Fachleute. Seine Behauptung von der nordischen Herkunft der Runen, wegen der er vor dem Kriege noch verlacht wurde, wird heute bekanntlich von dem Berliner Germanisten Gustav Neckel vertreten, wenn auch in den Einzelheiten natürlich Neckel die Dinge anders sieht. Gewiß wäre es bei den vielen neuen Forschungsergebnissen möglich, bereits eine tieferdringende und umfassendere Einführung zu schreiben. Aber viele Fragen sind jetzt erst aufgeworfen, ihre Beurteilung erst eben begonnen, so daß für Zusammenfassungen die Zeit noch nicht reif scheint. So wird das Buch Wilsers noch lange seinen Wert behalten. Dr. Huth.

Prof. Dr. Gustav Neckel, **Feldherrntum und Kriegskunst der Germanen,** Sammlung Volk und Wissen, Brehm Verlag, Berlin, 1934, 32 Seiten, (0,90 RM.). Im allgemeinen wird von der Kriegskunst der Germanen nicht viel gehalten und meist noch immer die Ansicht vertreten, daß erst Armin die römische Kriegskunst erlernt und dann dem germanischen Volke eingeimpft habe. Vorher sei das germanische Heer „Horde“ gewesen. Dem tritt Neckels Buch entgegen. Auf Grund der Wortstämme und Quellen gibt er zunächst einen Überblick über das germanische Heerwesen, über Aufgebot und Gliederung der Truppe und Befehlsgewalt der Führer. Nach einer kurzen Schilderung der Bewaffnung wird die Kampfesweise, Taktik und Strategie der Germanen erläutert. Zwei Beispiele, Cäsars Bericht über den Überfall des Ambiorix auf die Legaten Titurius und Cotta, weiter die Varusschlacht im Teutoburger Walde, werden als Beweis für bewußtes strategisches Denken und Handeln herangezogen, ebenso die Feldzüge der Jahre 15 und 16. Eine Reihe von Bildern unterstreicht die Ausführungen. H—s.

Ludwig Wilser, **Das Hakenkreuz nach Ursprung, Vorkommen und Bedeutung.** Neubearbeitet von J. Bernhardi. Leipzig 1934, Hammer-Verlag. 0,40 RM.

Das ist eher eine neue Schrift als eine „Neubearbeitung“ zu nennen. Als erste Einführung zu empfehlen. Dr.-th.



Herkunft und Ausbreitung der Völker und Kulturen

Hugo Obermaier, **Das Capsienproblem im westlichen Mittelmeergebiet.** Germania. Anzeiger der römisch-germanischen Kommission. Verlag Walter de Gruyter-Berlin. 18. Jahrgang. Heft 3, 1934. Mit dem Fortschreiten der Forschung hat sich gezeigt, daß die Bedeutung des Capsiens für das Mittelmeergebiet ursprünglich stark überschätzt worden ist. In Wirklichkeit findet sich im gesamten Mittelmeergebiet als Kultur der jüngeren Altsteinzeit ein ziemlich einheitliches, örtlich nur leicht abgewandeltes Aurignacien. (Die Aurignacrasse dürfen wir bekanntlich als Vorfahren der nordischen Rasse ansehen. H. S.) Auch in Kurdistan ist jetzt mittleres und jüngeres Aurignacien festgestellt worden, das überraschend mit dem niederösterreichischen Aurignacien von Willendorf und Krems übereinstimmt, allerdings auch beträchtliche Mikrolitheneinschläge nach Art der Grimaldigrotte (Mentone) aufweist. Obwohl in Kurdistan älteres Aurignacien nicht festgestellt werden konnte, glaubt Obermaier doch an seiner bekannten Hypothese einer östlichen Herkunft festhalten zu müssen, ja er möchte hier das Ursprungsland suchen! Von dort soll ein Strom über den Kaukasus nach Rußland, ein weiterer über den Balkan nach Mitteleuropa, Frankreich und Spanien, und ein Südarm über Nordafrika ebenfalls nach Spanien gegangen sein. — Auch in Nordafrika bildet das Aurignacien die älteste Stufe der jüngeren Altsteinzeit. Das Capsien ist im Süden von Tunis und Algier entstanden und lange auf dies Gebiet beschränkt gewesen. Das ältere Capsien scheint überhaupt keinen Einfluß auf das Mittelmeergebiet ausge-

übt zu haben. — Die Iberische Halbinsel zeigt in ihrem Nordteil ein unbedingtes Zusammengehen mit dem französischen Gebiet, sein Einfluß erreicht zeitweise sogar die Südspitze Spaniens. Auch im ostspanischen Gebiet fehlt das ältere Capsien; es zeigt sich ein klares Aurignacien, das auch auf das nordafrikanische Küstengebiet übergegriffen hat. In den späteren Stufen entsteht in Ostspanien ein eigenes Nach-Aurignacien, das durch eine gewisse Verarmung der Formen auffällt und in dem die ersten Capsieneinschläge auftreten. Eine beherrschende Stellung gewinnt das Capsien erst am Ende der Altsteinzeit. Sein Hauptweg scheint an der atlantischen Küste entlang zu führen, wo die zeitlich in das nacheiszeitliche Klimaoptimum fallenden Muschelhaufensiedlungen von Muge an der Tajo-Mündung diesem Capsio-Tardenoisien angehören. — Erwähnt sei noch, daß sich bereits in spätaurignacienzeitlichen Schichten Frankreichs gelegentlich geometrische Kleinformen gefunden haben, so daß eine selbständige örtliche Entstehung der Mikrolithik (Feuersteinkleinindustrie) mindestens erwogen werden darf. / Otto Kunkel, **Die Bandkeramik in Pommern.** Ebenda. Die dem Aufsatz beigefügten Karten zeigen, daß die bandkeramische Besiedlung sich im wesentlichen um die Oder gruppiert, und daß als Zuwanderungsweg von Süden her die Zantocher Enge angesehen werden darf. An Funden liegt ein reiches Material vor, dagegen lassen die aufgedeckten Wohngruben bisher keinen Schluß auf ihren einstigen Oberbau zu. Der Grundriß scheint mehr oval als rechteckig gewesen zu sein. Lange kann die bandkeramische Besiedlung nicht gedauert haben. Überschneidungen mit der benachbarten nordischen Megalithkultur, die einen sicheren Tatbestand für das gegenseitige zeitliche Verhältnis dieser beiden Kulturen geliefert hätten, konnten leider bisher nicht beobachtet werden. Es darf jedoch nach wie vor angenommen werden, daß die bandkeramische Kultur hier die ältere ist und daß sie nach verhältnismäßig kurzer Dauer durch die Megalithkultur verdrängt wurde. Franz Hančar, **Die Beile aus Koban in der Wiener Sammlung kaukasischer Altertümer.** Wiener Prähistorische Zeitschrift. Verlag Anton Schroll & Co., Wien. 21. Jahrgang. Heft 1, 1934. Die Kobankultur im Nordkaukasus — nicht zu verwechseln mit der älteren Kubankultur — zeigt eine Anzahl schöngeformter Axttypen, die vorzüglich gearbeitet und reich verziert sind. Die Herkunft der Kobankultur, die um 1000 v. Chr. anzusetzen ist, wird durch eine dort gefundene steinzeitliche Axt beleuchtet, die dieselbe Form wie die Kobanaxt zeigt und auf enge Beziehungen zu den kupferzeitlichen südrussischen Kulturen und damit zum nordischen Kulturkreis hinweist. Ihre Entwicklung an sich ist dagegen bodenständig. — Die Verzierung der Äxte ist eingepunzt und zeigt neben geometrischen Ornamenten insbesondere Schlangen, Fische und vierbeinige Tiere mit aufgerissenem Rachen, die als Hunde und Panther gedeutet werden, und sichtlich auf Beziehungen zum transkaukasischen Gebiet hinweisen. Tritt die Kobankultur im nordkaukasischen Gebiet ausschließlich in Gräbern auf, die auf eine wohlgeordnete und wohlhabende Gemeinschaft schließen lassen, so sind die Funde in Georgien wohl zahlenmäßig stärker, dafür aber nur in Verwahrfunden vertreten. Es scheint sich hier um Handelsware zu handeln. Als Träger der Kobankultur dürfen Indogermanen angesehen werden, wenn auch ihrem Mischcharakter nach wenigstens kulturell — die Schädeluntersuchungen sprechen für Indogermanen — ein japhetitischer Einschlag vorhanden ist. Es handelt sich hier wohl um einen zur Ruhe gekommenen Vorläufer des großen Kimmerierzuges über den Kaukasus. / Kurt Willvonseder, **Die Kultur der süddeutschen Urnenfelder in Österreich.** Germania. 18. Jahrgang. Heft 3, 1934. Die Bedeutung der süddeutschen Urnenfelderkultur zu Beginn der Hallstattzeit ist für das österreistische Gebiet bisher nicht genügend erkannt worden. Geschlossen wandert die Urnenfelderkultur in das bisher nur schwach oder gar nicht besiedelte Nordtirol, zweifellos auf dem natürlichen Wege durch das untere Inntal. In Oberösterreich dagegen traf sie auf ein reich besiedeltes Land: Hier herrscht seit der mittleren Bronzezeit die Hügelgräberkultur, und im Salzkammergut hat sich weit über die Steinzeit hinaus die Pfahlbaukultur (Mondseekultur) gehalten. Ganz verschlossen blieb ihr Niederösterreich, das von Mähren her durch die Lausitzer Kultur besetzt worden war.

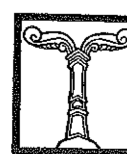
Zur geistigen Kultur

Martin Hell, **Bodenzeichen auf keltischen Gefäßen aus Hallstatt.** Ebenda. Im Hallstätter Museum befindet sich eine recht beträchtliche Zahl von Gefäßscherben, die, wie auch an anderen Fundstellen des Salzburger Beckens, auf dem Gefäßboden Zeichen tragen, die vor dem Brand in den weichen Ton eingeritzt worden sind. Sie haben die Form einer dreizinkigen Gabel oder des „Hahnentrittes“, der „Stiel“ erscheint bei den ganzerhaltenen Zeichen ge-

knickt. Verfasser lehnt eine Deutung als magische Zeichen ab und möchte darin Töpferzeichen sehen. Er erinnert daran, daß sich dieses Zeichen bereits in semitischen Alphabeten und in griechischen Inschriften findet. Als Herstellungsort dieser Gefäße darf dem Graphitton nach auf die Gegend von Passau geschlossen werden, von wo sie auf dem Wasserwege an ihre Fundstellen gelangt sein werden. / Wolfgang Krause, **Eine wandalische Runeninschrift aus Oberschlesien.** Forschungen und Fortschritte. Berlin. 10. Jahrgang. Heft 22, 1934. In einer Sandgrube bei Sedschütz, Kreis Neustadt (Oberschlestien), wurde 1931 ein Gefäßscherben mit runenartigen Zeichen gefunden, der von Georg Raschke bestimmt wurde. Es bestätigt sich, daß wir hier eine, freilich verstümmelte Runeninschrift vor uns haben. Verfasser liest die Inschrift als r lth . b. h k b u l und deutet sie durch Vergleichung mit ähnlichen Runenschriften als (sa) r l(a) th (a). B. h (aba i) k bul (lan) ... „hier Zitation. B (Personenname) ich habe (dieses) Gefäß ..." Dieser Runenfund ist besonders wichtig, weil er das einzige nichtgotische ostgermanische Sprachdenkmal darstellt. / Arthur Nordên, **Von Kivik bis Eggjum.** Fornvännen, H. 2, 1934. Verfasser sucht eine Erklärung für den Unterschied des Auftretens der Runen in Schweden und Norwegen einerseits und dem übrigen Europa einschließlich Dänemarks andererseits. In Schweden und Norwegen erscheinen die Runen schon Ende des 4. Jahrhunderts auf Stein geritzt, zumeist als Grabstein oder auf losen Steinen in Gräbern, während sie in dem übrigen Gebiet vorwiegend auf losen Gegenständen aus Holz, Metall und anderen Stoffen vorkommen. Offenbar ist diese Sitte des Runenritzens auf Stein entstanden aus dem noch aus der Bronzezeit fortlebenden Brauch, die Gräber mit in Stein geritzter Bildmagie zu versehen. Hier sei z. B. an das Kivik-Grab erinnert. Diese Kulturüberlieferung läßt sich durch die ganze Eisenzeit bis in die römische Zeit verfolgen. Verfasser sieht in dieser Sitte im wesentlichen eine Gespensterbeschwörung und führt einige Runenschriften an, deren Deutung diese Auffassung zu bestätigen scheint.

Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten



Einladung
zur Mitgliederversammlung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte

Die diesjährige Mitgliederversammlung findet am Sonnabend, dem 6. und Sonntag den 7. Oktober in Detmold statt.

6. Oktober 1934, 19.30 Uhr: „Hotel Kaiserhof" (am Bahnhof), Eröffnung durch den Vorsitzenden, Berichte, Geschäftliches. — Anträge sind bis zum 30. September schriftlich einzureichen.

7. Oktober 1934, 9.30 Uhr: Besichtigung der Externsteine. Ausführliche Berichte über die Freilegung und die neuen fachmännischen Untersuchungen sowie die Ausgestaltung der Anlagen. Gäste willkommen.

15 Uhr: „Hotel zum Hermann" (Paulinenstraße), Beratung über Wege und Ziele der Germanenkunde. Gäste willkommen.

Montag, 8. Oktober 1934, 9 Uhr: Wenn erforderlich, Forsetzungen der Beratungen im „Hotel Kaiserhof". Anschließend: Sitzung des erweiterten Ausschusses.

gez. Platz, Vorsitzender.

Freunde germanischer Vorgeschichte, Ortsgruppe Essen.

Bericht über die Veranstaltungen am 21. Brachet und 7. Heuert 1934.

Wenn im ganzen Reich die Holzstöße zur Sonnenwendfeier aufflammen, ist es für die „Freunde germanischer Vorgeschichte" selbstverständlich, daß sie diesen Tag nicht ohne eine gemeinsame Feier vorübergehen lassen. So versammelte sich auch diesmal wieder die Essener Ortsgruppe auf dem Pastoratsberg bei Werden, um am prasselnden Feuer der Ahnen zu gedenken, die Geschichte unseres Volkes neu zu hören und in den sich stetig erneuernden Ring des Deutschen Volkstums sich einzugliedern. Der Weihe selbst ging ein Vortrag voraus, der durch Studienrat Ricken eröffnet wurde. Redner war Dr. Wolf-Duisburg. Sein Stoffgebiet: Das Verhältnis der beiden Stammverbände Sachsen und Franken, fesselte vom ersten Augenblick an. Der Redner wies darauf hin, daß gerade für uns Essener diese Geschichte besondere Bedeutung habe, weil die Ruhr die Grenzscheide der beiden Stämme war. In klarer Übersicht zeigte er sodann die Entwickelung der beiden Stämme. Die Sachsen saßen nördlich, östlich und südlich der sogenannten Weserfestung. Für Krieg und Frieden bildete sie die Gewähr, daß die Entwickelung des Stammverbandes in aufsteigender Linie fortgeführt werden konnte. Kampfburgen und Wallanlagen zeigen, daß die Sachsen die Bedeutung dieser Volksburg wohl erkannt hatten. Von den Urhöfen als Stammzelle des völkischen Lebens gingen gewaltige Lebenskräfte aus. Noch heute zeugen etwa 20 solcher Urhöfe von der ungebrochenen Kraft des Volkstums. Die Höhe der Kultur zeigt am deutlichsten das Heiligtum der Externsteine. Bis zum Jahre 1850 v. Chr. Geburt meint man Spuren ihrer einstigen Bedeutung zurückzuverfolgen. Das war also eine Zeit, da es das uns oft bezeichnete Römerreich noch gar nicht gab. Die Gründung Roms erfolgte ja erst 753.

Die Franken verloren in der spätgermanischen Geschichte viel von ihrer germanischen Art. Die Rassenvermischung und die Übernahme vieler römischer Eigenarten brachte Zersplitterung. Chlodwig gelang es aber, durch Kriege eine neue Einheit herzustellen, allerdings verlegte er dabei den Mittelpunkt seiner Macht nach Paris, nachdem er auch den letzten Rest des Römischen Reiches erobert hatte, und somit fand der römische Einfluß neue Aufnahme. Nun standen sich nicht mehr zwei Stammverbände gleicher Art gegenüber, sondern zwei Weltanschauungen, die in verschiedenem Boden wurzelten und bald die Ursache zu erbitterten Kriegen wurden.

Dr. Wolf betonte die Notwendigkeit der Pflege des alten Brauchtums, das uns auf den Weg zur Erkenntnis unseres Wesens leitet.

Nun wurde der Holzstoß angezündet. Bei den hochauflohenden Flammen sprach Studienrat Ricken Worte der Besinnung und Mahnung. Mit dem gemeinsamen Lied: „Ich hab mich ergeben", schloß die Feier.

Am 7. Heuert unternahm die Ortsgruppe Essen der Freunde germanischer Vorgeschichte unter reger Beteiligung einen Ausflug nach Haltern an der Lippe zur Besichtigung des römisch-germanischen Museums, des Germanenlagers auf dem Königsberg (Annaberg) und des Niemen-Walles.

Die Vereinigung hatte die Ehre, von dem Gründer und unermüdlichen Förderer des Museums, Herrn Sanitätsrat Dr. Conrads, persönlich durch die Sammlungen des Museums geführt zu werden. Herr Sanitätsrat Dr. Conrads hat nicht nur den Verlauf der Römerforschung in Haltern persönlich von Anfang an miterlebt, sondern auch das gesamte Museum selbst aufgebaut und ist mit jedem einzelnen Ausstellungsstück insofern innerlich verbunden, da er die ausgestellten keramischen Funde alle selbst eigenhändig ergänzt hat; so vermochte er die Teilnehmer bis zur letzten Minute zu fesseln und auch dem Laien tote Museumsgegenstände lebendig zu gestalten. Besondere Aufmerksamkeit fanden die Original-Töpferöfen, die einzigartige Zierde des Halterner Museums, die in keinem deutschen Museum zu finden sind. Sie sind ein Zeugnis dafür, daß die keramischen Funde nicht, wie man früher annahm, alle von der anderen Seite des Rheins aus Xanten, Neuß usw. stammen, sondern in großen Mengen in Haltern selbst hergestellt sind. Dieser Tatsache ist allergrößte Beachtung zu schenken.

Vom Museum fuhren die Teilnehmer im Kraftwagen zum Königsberg (Annaberg), der der Ausgangspunkt und das Stiefkind der Halterner Römerforschung ist. Die Führung übernahm hier Herr Wilms-Gelsenkirchen. Der Königsberg ist der strategisch wichtigste Punkt an der ganzen Lippe. Hier treten von Süden die Haardt und von Norden die Hohe Mark mit dem Königsberg so nahe an die Lippe heran, daß vom Königsberg dieses Einfallstor in das Bruktererland sehr gut verteidigt werden konnte, ebenso der Übergang über die Lippe. Die

gesamte Römerforschung in Haltern nahm vom Königsberg ihren Ausgangspunkt, weil man das im Jahre 1838 von dem Oberstleutnant und Abteilungschef im großen Generalstab in Berlin F. W. Schmidt aufgefundene Lager auf dem Königsberg für römisch hielt. Die im Jahre 1899 durch die Westfälische Altertums-Kommission planmäßig einsetzenden Nachforschungen haben aber keine nennenswerten Funde gezeitigt. Während dieser Arbeiten wurden die hier vergeblich gesuchten römischen Scherben von den Kindern des Apothekers Meyer 2 km weiter nordöstlich gefunden. Durch diesen Zufallsfund entdeckten Prof. Dr. Koepp und Schuchhardt das eigentliche Römerlager. Von diesem Zeitpunkt an war der Königsberg das Stiefkind der Römerforschung. Kein Forscher hat sich mehr ernstlich um ihn bemüht. Warum, das haben sie uns nicht verraten. Aber trotzalledem wird das aufgefundene Lager auf dem Königsberg als „Römerkastell" bezeichnet, obwohl die ganze Form der Anlage eindeutig germanisch ist und kein Fund zu dieser Annahme berechtigt.

Durch die wegweisenden und bahnbrechenden Arbeiten Wilhelm Teudts und sein Ortungssystem ließ sich einwandfrei die Bedeutung des Königsberges nachweisen. Der Königsberg ist von alters her in der ganzen Umgegend als Wallfahrtsort berühmt. Der heilige Brunnen gilt weit und breit von jeher bis auf den heutigen Tag als heilkräftig. Von der christlichen Kirche wurde die Wallfahrtsstätte St. Anna geweiht, der Berg Annaberg und das heilige Wasser Annabrunnen genannt. Die Findlinge, die zur Herrichtung des Stationenwegs verwandt worden sind, zeigen deutlich, daß sie von altgermanischen kultischen Anlagen stammen. Im Jahre 1830 haben sich davon noch so bedeutende Mengen auf dem Annaberg befunden, daß sie zum Bau der Weseler Landstraße verwandt wurden. Der Sage nach liegt im Königsberg der Heidenkönig im goldenen Sarge begraben; das haben die Römerforscher auch für ihre Zwecke auszubeuten gewußt, es spricht aber nach den neuesten Feststellungen dafür, daß der Königsberg ein bedeutendes germanisches Stammesheiligtum gewesen ist. Vor 10 Jahren wurde eine kaum ernstgenommene Stimme laut, daß der Königsberg der Standort des Turmes der Veleda gewesen sei. Der Name Haltern scheint dafür zu sprechen, daß hier ein heiliger Turm gestanden hat. Ob es der Turm der Veleda war, mag dahingestellt bleiben. Die Lage scheint dafür zu sprechen. Die Teilnehmer überzeugten sich von den eindrucksvollen Ortungslinien, die einwandfrei nachgewiesene alte Thing- und Kultstätten, die sich vom Horizont abheben, mit dem Königsberg verbinden. Die Genauigkeit der Azimute muß selbst den größten Zweifler von der Richtigkeit der Ortungsthese überzeugen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Römer nach Eroberung dieses wichtigen strategischen Punktes von dem vorgefundenen Lager Besitz genommen und es als wichtigen Stützpunkt an der Lippe ausgebaut haben. In diesem Zusammenhang ist wohl anzunehmen, daß hier Aliso lag.

Vom Königsberg fuhren die Teilnehmer zum Niemen-Wall. Dieser Wall wurde auch ursprünglich von den Römerforschern als „Römerwall" angesprochen. Als man aber bei einer vorgenommenen Grabung keine römischen Scherben fand, erklärte man ihn als Sanddüne. Die Teilnehmer überzeugten sich an Ort und Stelle davon, daß es eine künstliche Anlage ist. Die Anlage des Niemen-Walles bildet im Zusammenhang mit dem Königsberg das gewaltige Bollwerk der Brukterer zur Verteidigung des westlichen Einfalltores an der Lippeforte, die der gefährdetste Punkt des Bruktererlandes war.

Volkskundliches Schulungslager in Schlesien. Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstaltet im Einvernehmen mit dem Pr. Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung in der Woche vom 1.—7. Oktober 1934 im Jugendhof Hassitz vor Glatz ein volkskundliches Schulungslager für junge Lehrer und Lehrerinnen.

Das Lager steht unter dem Protektorat von Herrn Min.-Rat Prof. Dr. Bargheer. Die Leitung hat Prof. Dr. Freudenthal, Direktor der H. f. L., Hirschberg, übernommen. Ihre Mitarbeit haben u. a. Min.-Rat. Prof. Dr. Bargheer, Dr. Strobel vom Stabsamt des Reichsbauernführers sowie die Hochschuldozenten Menzel und Seidensticker zugesagt.

Der Unkostenbeitrag beträgt 15 RM. Rückfragen und Anmeldungen sind umgehend an das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin W 35, Potsdamer Straße 120, zu richten.

„Wie soll groß denken, wem sich nie der raumgreifende Adler über Felsgebirgen zeigt, noch der Schnee auf ewigen Höhen und nicht der Heerzug der Gestirne über den blauen Meeren!"

Rudolf Paulsen.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1934 — Oktober / Gilbhart — Heft 10

Grundsätzliches zur Frage der Externsteine (3. Teil)

Die Kreuzabnahme

Von Arendt Franssen

Mit 5 Abbildungen

Die Kreuzabnahme, das große aus dem anstehenden Felsen gemeißelte Bild, ist an den Externsteinen das menschliche Werk, welches den christlich-sakralen Zeitabschnitt nach außen zum Ausdruck bringt. Es ist die früheste Großplastik Deutschlands und der erste, aber glänzend gelöste Versuch einer mehrfigurigen, überlebensgroßen Komposition, die für ihre Zeit, besonders in den stillen Wäldern des Teutoburger Waldes, geradezu als Wunderwerk gewirkt haben muß. Aber auch heute noch übt dieses erhabene Kunstwerk einen Zauber aus, dem sich der unvoreingenommene Beschauer nicht entziehen kann. Als Entstehungszeit des gesamten Hochbildes (oberer und unterer Teil) kann mit Recht das 12. Jahrhundert angesehen werden. Dem harten Teutoburger Sandstein verdanken wir den guten Erhaltungszustand der Plastik; aber auch die geschlossene, werkstoffbedingte technische Ausführung der Figuren, die ein Hinterarbeiten der Formen streng vermied, hat sehr viel dazu beigetragen. Nur dort, wo der Künstler dieses strenge Gesetz der Reliefplastik verließ, hatten Frost und Nässe Angriffsmöglichkeiten, und so sehen wir denn auch diese hinter- und unterarbeiteten Stellen sowohl im oberen wie unteren Relief restlos vergangen. Es fehlen sämtliche freigearbeiteten Teile des Kunstwerkes (Abb. 2). Es fehlen der Kopf und eine Hand der Maria, ein Arm und teilweise die Unterschenkel der Christusfigur, ein Arm und beide Beine des Nikodemus (Figur auf der „Irminsul"), ferner von der Figur des Josef von Arimathia ein Bein gänzlich, während das zweite sehr stark vergangen ist, und das Köpfchen des Kindes im Arm Gottvaters. Am unteren Relief fehlen ebenfalls sämtliche freigearbeiteten Teile, so zwei Arme und mehrere Stücke des Schlangenkörpers des Drachen. Die Bruchflächen der gänzlich oder teilweise zerstörten Glieder (um solche handelt es sich ja fast ausnahmslos) sind sämtliche Flächen, wie sie typisch beim Abspringen von Gesteinsstücken durch Naturkräfte entstehen. Es sind